

Antwort als Verantwortung. Zur Dimension des Ethisch-Politischen in Waldenfels' Phänomenologie der Responsivität

Matthias Flatscher

Universität Wien

Institut für Philosophie

matthias.flatscher@univie.ac.at

ABSTRACT

This paper investigates which consequences for the constitution of subjectivity in its ethical-political dimension can be drawn from Waldenfels' understanding of responsive phenomenology. The deferment Waldenfels' thinking of responsivity suggests focuses on a precarious conception of the self as it is regarded as radically undisclosed in respect to the Other. Responding to the Other the self is at the time responsible for the Other. Consequently, the dimension of the ethical and the political is not to be taken as an additional aspect of subjectivity. In responding to the demands of the Other and the third party (*le tiers*) the responsive subject has always already been exposed to ethical and political imperatives.

KEYWORDS

Self, alterity, third, response/responsibility.

0. Einführung

Die folgenden Ausführungen beabsichtigen zu zeigen, inwiefern Waldenfels' *Phänomenologie der Responsivität* ausgehend von einem radikalisierten Verständnis von Erfahrung nicht nur weitreichende Konsequenzen für subjektkonstitutive Erörterungen, sondern zugleich umfassende ethische und politische Implikationen beinhaltet. Die hier ins Auge gefassten Verschiebungen führen zu einem fragilen und prekären Verständnis des Subjekts¹, dessen Offenheit für das Andere respektive das Fremde²

¹ Waldenfels spricht vorwiegend vom (leiblichen) "Selbst" und vermeidet aufgrund der beträchtlichen Erblast den Begriff "Subjekt". Terminologisch wird in den nachfolgenden Ausführungen ausschließlich vom "Subjekt" gesprochen, um vor dem Hintergrund der Lektüre von Levinas einem *responsiven* Subjektverständnis Nachdruck zu verleihen.

² Im Gegensatz zu Waldenfels wird hier terminologisch nicht zwischen dem *Fremden* und dem *Anderen* unterschieden. Zwar insistiert Waldenfels mit Nachdruck auf die Begrifflichkeit "fremd" – respektive "das Fremde" –, insofern sich dieses nicht mehr als ein Anderes innerhalb derselben Ordnung eingliedern lässt: "Fremdes ist nicht einfach ein Anderes (*heteron; aliud*), das – wie in Platons *Sophistes* – durch *Abgrenzung* vom Selben

insbesondere hinsichtlich ihrer diachronen Zeitlichkeit näherhin bedacht werden muss. Die Dimension des Ethischen und des Politischen kommt dabei nicht in einem zweiten oder dritten Schritt hinzu, sondern ein responsiv verstandenes Subjekt trägt im Antworten das Verantworte für den Anderen und den Dritten notwendigerweise mit sich.

1. *Im Ausgang der Erfahrung: Mit dem Antworten anfangen müssen*

Das von Waldenfels ins Treffen geführte Diktum “Am Anfang war die Antwort” (Waldenfels 1994, 270) irritiert nicht nur, indem es die faustische Suche nach dem geeigneten Ausgangspunkt alles Tun und Denkens unterwandert,³ sondern auch das philosophische Fragen nach der ἀρχή auf sich zurückwirft: Wie kann mit einer Nachträglichkeit begonnen werden und was heißt in diesem Zusammenhang überhaupt noch “Antwort” und was “Anfang”? Die nun folgenden Erörterungen versuchen aufzuzeigen, inwiefern diese Einsicht, mit der Antwort anfangen zu müssen, einer Notwendigkeit folgt, bei der zugleich jede Rückführung auf einen absoluten Ursprung oder auf ein *fundamentum inconcussum* zurückgewiesen wird. Die hier vorgeschlagene Lektüre nimmt ihren Ausgang in Waldenfels’

(*tauton; idem*) entsteht.” (Waldenfels 1997, 20 f.) Doch die Nähe zu französischen Denkern wie Levinas und Derrida, die nicht von *l'étranger* sprechen, sondern die Termini *l'autre* bzw. *autrui* verwenden, legt die Verwendung vom *Anderen* im Deutschen nahe. Sie verstehen unter dem *radikal Anderen* weder das Andere innerhalb des eigenen Bedeutungszusammenhangs noch gar den Mitmenschen, sondern ein alteritäres Moment, das weder identifizierbar ist, noch innerhalb einer Ordnung anzusiedeln wäre, sondern diese nachhaltig stört und unterwandert. Bedenken gegenüber dem “anderen”/“other”/“autre” meldet gerade in etymologischer Hinsicht Steinbock in seiner Relektüre Husserls an, der auf die “*numerical function*” (Steinbock 1995, 58) hinweist: Sowohl im Deutschen und Französischen als auch im Englischen werden die Ausdrücke benutzt, um die Ordinalzahl “zwei” auszudrücken. Zeillinger hingegen grenzt sich explizit von Waldenfels’ Differenzierung von das “Fremde” und das “Andere” ab, “weil der Fremde stets einen aus der herrschenden Ordnung Ausgegrenzten meint, zugleich aber potentiell in eben diese oder eine erweiterte Ordnung integrierbar wäre” (Zeillinger 2010a, 235). Da dies in Waldenfels’ Überlegungen zum Fremden nicht der Fall ist, hier aber dezidiert der Anschluss an einen französischen Diskurs gewahrt werden soll, werden in den nachfolgenden Ausführungen das “Fremde” und das “Andere” synonym verwendet.

³ Goethes *Faust* ringt um die Übersetzung der Anfangszeile “Ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος” des Johannes-Evangeliums (Joh. 1.1) und erkundet verschiedene Übersetzungsmöglichkeiten von λόγος als “Wort”, “Sinn”, “Kraft” und “Tat” (Goethe 2009, V. 1224 ff.). Es wäre ein lohnenswertes Unterfangen aufzuzeigen, inwiefern sich Waldenfels an diesen tradierten Grundbegriffen abarbeitet und sie von einer responsiv-pathischen Warte aus einem anderen Verständnis zuführt.

Auseinandersetzung mit der klassischen Phänomenologie Husserls, um über eine nachhaltige Verschiebung der Kategorie der *Intentionalität* und anhand einer verstärkten Zuwendung zur *Erfahrung* zu einem neuen Selbstverständnis des Subjekts zu gelangen. Ein responsives Subjekt agiert nicht mehr als ein souveränes Bewusstsein der Infragestellung und damit als allen Vollzügen vorausliegende Bezugsmittel, sondern erfährt sich vielmehr – um eine prägnante Wendung Levinas’ aufzugreifen⁴ – selbst in Frage gestellt und immer schon zum Antworten herausgefordert.

Bekanntlich bildet die Intentionalität den Einsatzpunkt phänomenologischer Überlegungen. Für Husserl ist das Bewusstsein dadurch ausgezeichnet, dass es stets Bewusstsein von etwas ist.⁵ Damit wird zum einen die Annahme zurückgewiesen, dass es zunächst leer sei und erst in einem zweiten Schritt mit weltlichen Inhalten gefüllt werden müsste, denn jeder Bewusstseinsvollzug ereignet sich als Gegenstandsbezug. Zum anderen wird damit auch betont, dass jeder Gegenstand stets an seine Gegebenheitsweise für ein Bewusstsein rückgebunden bleibt.⁶ Eine nachträgliche Zusammenführung einer “an sich” seienden Wirklichkeit und eines “für sich” seienden Bewusstseins wird so vonseiten der Phänomenologie zugunsten eines intrinsischen Verhältnisses von Subjekt und Welt abgelehnt: Hören ist nie ohne Gehörtes, Denken nie ohne Gedachtes, Erwarten nie ohne Erwartetes. Dies gilt aber auch *vice versa*: Gesehenes ist nie ohne Sehen, Phantasiertes nie ohne Phantasieren, Erinnerung nie ohne Erinnern. Das Bewusstsein trägt aufgrund seiner intentionalen Verfasstheit den Gegenstandsbezug somit bereits in konstitutiver Weise in sich; zugleich erweist sich das Erscheinen von wirklicher oder möglicher Gegenständlichkeit auf die Gerichtetheit des Bewusstseinsvollzugs angewiesen. Beide Momente sind für das Erscheinungsgeschehen irreduzibel, sodass die Phänomenologie sich gegen einseitige Reduktionismen auf den Subjekt- oder Objektpol verwehrt. Die Intentionalität markiert dabei ein noetisch-noematisches Konstitutionsgeschehen, aus dem Subjekt und Welt allererst hervorgehen. Jedes Erscheinen *von etwas* ist als ein Erscheinen *für ein erfahrendes Bewusstsein* aufzufassen.

Waldenfels folgt diesem Ansatz der klassischen Phänomenologie, indem er ihr Verständnis der intentionalen Erfahrung radikalisiert. Die von Husserl noch forcierte Identität des Vollzuges von Bewusstsein und Gegenstand wird

⁴ “Es handelt sich um die Infragestellung des Bewußtseins und nicht um ein Bewußtsein der Infragestellung.” (Levinas 1983, 223)

⁵ Vgl. Husserl 1984, §§9-21 und Husserl 1976, §36.

⁶ So hält Husserl fest: “Ein Gegenstand, der ist, aber nicht, und prinzipiell nicht Gegenstand eines Bewußtseins sein könnte, ist ein Nonsens.” (Husserl 1966, 19 f.)

durch das Ernstnehmen der Erfahrung einer tiefgreifenden Revision unterzogen. Eine Erfahrung freilich, die sich weder als ἀνάμνησις von bereits Bekanntem versteht, in der das Erfahrene bloß in einen Auslegungshorizont eingeordnet werden müsste, noch eine empiristische Verabsolutierung des positiv Gegebenem forciert, die sich, weil sie die Rückbindung an Erwartungen und an eine Erfahrungsgeschichte des Subjekts nicht einbezieht, um die Spitze der Andersheit von Überraschendem und Neuem bringt. Die von Husserl herausgestrichene Entsprechung von Bewusstseinsakten und intentionalen Gegenständen obliegt nach Waldenfels allzu schnell der Versuchung einer systematischen Rückbindung alles objektiv Gegebenem auf das erkennende Subjekt. Diese Akzentuierung auf “Wesensstrukturen des Bewußtseins” respektive auf eine “subjektiv akzentuierte Korrelation von Bewußtseins- und Sachstrukturen” (Waldenfels 1980, 79) innerhalb einer transzendental ausgerichteten Phänomenologie wird von Waldenfels problematisiert, denn für ihn behält die Erfahrung sowohl gegenüber einem empiristisch verdünnten Verständnis als auch gegenüber jedem Neutralisierungsversuch einer Eidetik ihr widerständiges Potential.⁷ Gerade dem Gestus egologischer Ansätze, “mit dem Eigenen zu beginnen und beim Ganzen zu enden” (Waldenfels 2001, 7), hält Waldenfels die radikale Offenheit der Erfahrung entgegen. Er zeigt auf, inwiefern das Subjekt nicht über mögliche Erfahrungen verfügt, vielmehr wird es von ihnen herausgefordert und selbst in Frage gestellt, ja es kann in ihnen mitunter verletzt oder sogar traumatisiert werden. Erfahrungen können Erwartungen gleichermaßen erfüllen, durchkreuzen, enttäuschen oder überbieten, sodass das erfahrende Subjekt in seiner nicht abschließbaren Offenheit stets mit dem Nicht-Vorausberechenbaren und Nicht-Absehbaren zu rechnen hat.

In der Erfahrung kommen das subjektiv Gemeinte und das objektiv Gegebene somit nicht zu einer deckungsgleichen Kongruenz. Vielmehr zeigt

⁷ So hält Waldenfels fest: “Die Wesenserkenntnis ist nicht abschließbar, weil sie von Anfang an keine reine Wesenserkenntnis ist, abgeschieden von allem Faktischen. Als Explikation dessen, was zunächst implizit da ist, ist sie ein *Prozeß*, als faktisch bestimmte Explikation ist sie ein *offener Prozeß*, der den Reichtum der Erfahrung filtert, nicht ausschöpft. Die Anstöße, die von der Erfahrung ausgehen, lassen sich nicht ein für allemal abfangen.” (Waldenfels 1980, 89) Waldenfels macht auf die zentrale phänomenologische Einsicht aufmerksam, dass das Gegebensein “von etwas” nicht von der Hinsicht, in der es sich “*als etwas*” zeigt, zu trennen ist. Ein Was erscheint nur in einem Wie. Der Gegenstandsbezug offenbart daher nicht ein reines *ipsum esse*, sondern trägt stets eine “*signifikative Differenz*” (Waldenfels 2002, 28) in sich: Dem Gegebenem ist somit aufgrund dessen, dass es immer *als etwas* – und nicht einfachhin als es selbst – verstanden wird, eine “*originäre Verschiebung*” (Waldenfels 2002, 30) eingeschrieben.

sich in ihr ein nicht integrierbarer Rest, den Waldenfels als *“wechselseitigen Überschuß”* bezeichnet: “[W]ir meinen mehr, als uns wirklich gegeben ist, uns ist mehr gegeben, als wir ausdrücklich meinen” (Waldenfels 1980, 90).⁸ Mit der Zurückweisung der nahtlosen Eingliederung in eine harmonische Symmetrie von Bewusstsein und Gegenstand im Sinne der Intentionalität geht eine Absage des impliziten Vorrangs des Ego einher, das gemäß klassisch phänomenologischer Überlegungen mit dem Vermögen ausgestattet ist, mit sämtlichen Erfahrungen umgehen und sie restlos in den Sinnhorizont einer gemeinsamen Welt integrieren zu können: “Doch eine einzige Lebenswelt, die den ersten Boden und letzten Horizont aller Erfahrung abgäbe [...], hätte zur Folge, daß die Fremdheit [...] auf eine vorläufige Form der Fremdheit oder Entfremdung reduziert würde. Fremdheit wäre kein Radikal, sondern ein Derivat. Die Verständigung zwischen Eigenheit und Fremdheit würde unterbaut von einer anfänglichen Eigenheit vor der Fremdheit, sie würde überhöht von einer möglichen Gemeinsamkeit jenseits von Eigenheit und Fremdheit.” (Waldenfels 1997, 79 f.)

Waldenfels weist darauf hin, dass Erfahrungen nicht in der Aktivität eines Subjekts ihren Ausgang nehmen. Zwar sagen wir im Deutschen, dass man Erfahrungen macht, doch dieses Machen ist als ein überraschendes Entgegenkommen oder unabsehbares Angehen recht besehen vielmehr ein Erleiden, ein Widerfahren, als ein Tun oder eine Leistung. Der Anspruch der Erfahrung erweist sich als exzessives Geschehen, das weder vom Bewusstsein ausgeht noch in einem Ganzen mündet; vielmehr erfährt sich das Subjekt in Erfahrungen zu einem Antworten provoziert, ohne sich des Stachels dieser Herausforderung einfachhin entledigen und den Anspruch auf einen universalen Boden zurückstellen zu können. Der Anspruch – durchaus im schillernden Wortsinn als Forderung, An- bzw. Eigenrecht, Beanspruchung oder adressierten Zuspruch zu lesen – nötigt gleichsam zum Antworten.

Antworten soll nach Waldenfels nun nicht bloß und in erster Linie in verbaler Hinsicht betrachtet werden, sondern ist “in einem weiteren Sinne zu verstehen, so daß nicht nur sprachliche Äußerungen, sondern auch Handlungen und das Spiel der Sinne und Triebe miteinbezogen werden” (Waldenfels 1998, 81). Responsivität in dieser umfassenden Weite verstanden bildet für Waldenfels den “Grundzug, der unser gesamtes Verhalten zur Welt,

⁸ Die von Waldenfels hier suggerierte Wechselseitigkeit wird in seinen späteren Ausführungen ebenso einer Kritik unterzogen werden wie die Unbestimmtheit eines “Noch-nicht”, wie er selbst in einer Nachbemerkung festhält: “Dem möglichen ‚Mehr‘ an Sinn steht aber eine ‚Andersheit‘ gegenüber, die in ihrem Alternativcharakter nicht einer umfassenden Totalität zugeführt werden kann. Der ‚Überschuß an Realität‘ wäre dann zu umschreiben als immanente Grenze bestimmter Sinnformationen, die sich nicht immer weiter zurückschieben läßt.” (Waldenfels 1980, 93)

zu uns selbst und zu Anderen prägt. [...] Das Antworten zeichnet sich jedoch auf spezifische Weise dadurch aus, dass es *anderswo* beginnt. Es beginnt damit, dass uns etwas oder jemand anreizt, verlockt, bedroht, herausfordert und anspricht, bevor wir uns selber Ziele setzen oder allgemeine Normen anwenden” (Waldenfels 2010, 71 f.). Um Missverständnissen vorzubeugen, vermeidet er spätestens nach *Antwortregister* eine einseitige Orientierung an einem sprachlichen Begriffsraster und spricht in Folge verstärkt von Widerfahrnis, Appell oder Pathos respektive Response.⁹

2. Die diachrone Zeitlichkeit eines responsiv verstandenen Subjekts

Dieses Spannungsverhältnis von Antwort und Anspruch in der Erfahrung gilt es näher zu bedenken: Gemeinhin wird angenommen, zunächst ereignet sich ein Anspruch, dann vollzieht sich ein Vernehmen, woraufhin in einem abschließenden Schritt ein Antworten folgt. Diese Chronologie einer kausalistisch verstandenen Sequenz wird in einem responsiv verstandenen Geschehen jedoch ausgehebelt. Das Verhältnis von Widerfahrnis und Response lässt sich nicht gemäß einem Schema von Ursache und Wirkung respektive Aktivität und Passivität in den Blick nehmen, bei dem als Erstes aktiv von einer externen Instanz ein Anspruch gestellt, der zunächst passiv von einem Subjekt vernommen wird und dem darauf in einem weiteren Akt eine aktive Erwidern folgt.

Im Gegensatz zu diesem kausalursächlichen Erklärungsmodell insistiert Waldenfels auf *einen* Vollzug, aus dem Anspruch und Antwort gleichermaßen hervorgehen, ohne dass ihre Differenz damit getilgt würde: “Pathos und Response folgen nicht aufeinander wie zwei Ereignisse, es handelt sich überhaupt nicht um zwei Ereignisse, sondern um eine einzige gegenüber sich selbst verschobene Erfahrung, eben um eine genuine Zeitverschiebung. Diese Heterochronie läßt sich nicht durch eine Synchronisation beheben, denn diese setzt bereits eine zeitliche *distentio* voraus, die jede sinnhafte *intentio* zerdehnt.” (Waldenfels 2006, 50) Waldenfels hält damit fest, dass nur *im*

⁹ Gleichwohl es bei Waldenfels zwischen seinen beiden wohl wichtigsten Büchern für die Konzeption einer Philosophie der Responsivität – nämlich *Antwortregister* (1994) und *Bruchlinien der Erfahrungen* (2002) – Akzentverschiebungen in Hinblick auf das appellative Moment gibt, wird hier versucht, den spezifischen Einsatzpunkt dieses Denkens *in toto* zu markieren, ohne die Differenzen in den Mittelpunkt zu stellen. Waldenfels selbst äußert sich folgendermaßen zur Umgewichtung: “Der Hiatus zwischen Anspruch und Antwort, von dem ich im *Antwortregister* ausgegangen bin, wird durch den entscheidenden Rückgang auf ein vorgängiges Pathos verstärkt und gleichsam zerdehnt.” (Waldenfels 2002, 176 (Anm. 7))

vernehmenden Antworten ein Anspruch aufbricht. Der Appell zeigt sich nur in der Response und nicht unabhängig von ihr. Die Vorgängigkeit des Anspruchs ist demnach nicht als ein isolierbares πρότερον zu identifizieren; ebenso wenig stellt die Nachträglichkeit der Antwort ein davon ablösbares ὕστερον dar. Vor jedem intentionalen Sichrichtenkönnen erfährt sich das Subjekt als angegangenes. Der Bezug zur Welt ist damit nicht der Konstitutionsleistung eines Ego geschuldet, sondern vielmehr einer stets nachträglichen Response: "Erst im *Antworten auf* das, wovon wir getroffen sind, tritt das, was uns trifft, als solches zutage. [...] Dieses Antworten ist also ganz und gar vom Getroffensein her zu denken, in der *Nachträglichkeit* eines Tuns, das nicht bei sich selbst, sondern beim anderen beginnt [...]. Diese Verzögerung läßt sich niemals aufholen; um sie aufzuholen, müßte ich mein eigenes ‚Vor-Sein‘ aufholen, obwohl dieses unauflöslich mit fremden Einwirkungen verquickt ist." (Waldenfels 2002, 59) Das Subjekt ist nach Waldenfels dadurch gekennzeichnet, stets verspätet beginnen zu müssen. Es agiert damit nicht im nominalen Sinn als ein *Ich kann*, sondern erfährt sich als Angesprochenes im akkusativischen Anklagefall. Was es angeht oder es betrifft, ist stets schon geschehen, wenn darauf geantwortet wird. Nie hebt das Subjekt durch und mit sich selbst an; nie gelangt es ungebrochen zu sich selbst, stets findet es sich in Geschichten und Vorgaben verstrickt, von denen es sich nicht restlos lösen kann. Alles Tun wird als Antworten auf ein Getroffensein verstanden, dem man sich nicht entledigen kann. Diese Nachträglichkeit kann somit nicht eingeholt werden, sondern waltet konstitutiv als entzogene Mitte im Subjekt, dessen Innerstes stets von alteritären Momenten heimgesucht bleibt: "Nicht nur beginnt jeder von uns in allem, was ein jeder unternimmt, woanders, es beginnt mit uns woanders." (Waldenfels 2002, 98) Die Alterität, von der Waldenfels hier spricht, trifft nicht als externes Anderes auf ein bereits konstituiertes Subjekt; vielmehr ist das Subjekt als pathisch-responsives immer schon von dieser Fremdheit heimgesucht und geht somit gleichsam aus Widerfahrnissen hervor: "Die Arche, der Anfang und Ursprung dessen, was ich an mir selbst, am eigenen Leibe erfahre, liegt weder in mir noch außer mir, sondern als Ursprung ist sie in sich selbst gespalten, gebunden an ein Selbst, das sich selbst vorausgeht, weil es aus und in Anderem lebt." (Waldenfels 2002, 206)

Die in der Erfahrung aufbrechende Zeitlichkeit kann nicht als eine lineare Sukzession im Sinne eines chronologischen Nacheinander aufgefasst werden, da sich im Vollzug des Antwortens eine Nachträglichkeit gegenüber einem Anspruch zeigt. Für Waldenfels kommt im Antworten die Verschiebung einer

Dia-chronie bzw. *Dia-stase*¹⁰ und damit eine andere Zeitlichkeit zum Vorschein, die sich jeder synchronen Vereinhaltung verwehrt und auf einer uneinholbaren Vorzeitigkeit beharrt. Die Nachträglichkeit der Antwort erweist sich in diesem Zusammenhang als “ursprünglich, unhintergebar, unwiderruflich; denn das, worauf sie antwortet, ereignet sich für sie einzig und allein, indem sie darauf antwortet” (Waldenfels 1994, 266). Es ist aber nicht mehr möglich, von einem Ursprung im klassischen Sinne zu sprechen, denn die Antwort bildet, obwohl wir stets mit ihr anfangen müssen, gerade nicht mehr den ungebrochenen Ausgangspunkt. Man wird somit erst im Antworten einsehen, dass man von einem je schon ergangenen Appell angegangen war, der über einen gekommen ist, ohne dass dieses Widerfahrnis als ein früheres Jetzt im Sinne eines Innerzeitlichen interpretiert oder eingeholt werden könnte. Thematisiert wird somit stets nachträglich ein Einst, das nie gegenwärtig war und sich so der herkömmlichen Zeitstruktur einer Abfolge von Jetztpunkten entzieht. Der (vor-ursprüngliche) Appell kommt nie in der Zeit, sondern er tritt zu einer Unzeit auf. Der auseinanderdriftenden Verschränkung von Anspruch und Antwort ist laut Waldenfels nicht mit einem chronologischen Zeitverständnis beizukommen: “Das Widerfahrnis tritt nicht früher auf als die Antwort, sondern es kommt zu früh, und die Antwort tritt nicht später auf als das Widerfahrnis, sondern sie kommt zu spät.” (Waldenfels 2007, 329; Herv. M. F.)

Im Antworten bricht der Anspruch in seinem Entzug auf, sodass ein diastatisch-diachroner Hiatus als unüberwindbarer Riss ein Geschehen markiert, das zugleich auseinanderklaffend und auf- und ineinander verwiesen ist: “Was uns anspricht, dringt aus einer zeiträumlichen Ferne zu uns. Es kommt immer schon zu früh, gemessen an unserer Eigeninitiative. Umgekehrt kommt unsere Antwort zu spät, gemessen an dem, was uns widerfährt. Es ist nicht so, dass *etwas* uns vorausgeht, etwa als kausaler Stimulus, der eine Wirkung nach sich zieht. Wir gehen *uns selbst* voraus. [...] *Ich bin jünger und älter als ich selbst*. Wir haben es mit einer originären Vorgängigkeit und einer ebenso originären Nachträglichkeit zu tun. Dies hat zur Folge, dass unser Reden und Tun nie völlig auf der Höhe der Zeit ist. Ein Antworten, das anderswo beginnt, ist von dem, worauf es antwortet, durch einen Hiatus getrennt.” (Waldenfels 2010, 77 f.) Die Verschränkung von Anspruch und Antwort im selben Ereignis ist somit durch die Ungleichzeitigkeit der “responsiven Differenz” (Waldenfels 1994, 242), wodurch Appell und Response nie einer Deckungsgleichheit überführt werden

¹⁰ Mit den beiden griechischen Termini, die Waldenfels Levinas entlehnt (vgl. Levinas 1998, 87 und 255), ist ein wörtlich zu nehmendes (temporales) Auseinander(-stehen) gemeint, dessen Kluft nicht überbrückt werden kann.

können, gekennzeichnet. Erst im Ineinander des Austrags dieser Differenz treten Anspruch und Antwort auseinander, ohne je eine Unabhängigkeit für sich beanspruchen zu können.

Die eingangs gestellte Frage, was hier “Antwort” heißt, wurde bereits mit Verweis auf das vielschichtige – und nicht auf eine (begriffliche) Beantwortung zu reduzierende – Entgegenmüssen auf Appelle, die dem Subjekt vorausgehen, erläutert. Was hier “Anfang” besagt, kann mit Waldenfels dahingehend erörtert werden, dass in der Phänomenologie der Responsivität die Suche nach einem absoluten Ausgangspunkt subversiv unterwandert wird. Die Vorgängigkeit des Appells zeigt sich in der Nachträglichkeit der Antwort, der hierin weder einzuholen noch zu identifizieren ist. Diese Verschränkung konterkariert jede Zurückführung auf einen Ursprung: “Wenn wir vom Antworten ausgehen, so ersetzen wir nicht den Primat der Frage durch den der Antwort, vielmehr wird *jeder derartige Primat vermieden.*” (Waldenfels 1994, 193) Die Erfahrung wird dabei aus ihrer responsiven Verschränkung verstanden und dahingehend ernst genommen, dass sie nie mit einer bewussten Entscheidung des Subjekts anhebt. Das Ich fängt nie *ab ovo* bei und mit sich an, sondern erfährt sich in mannigfache Bedingtheiten eingelassen und Herausforderungen ausgesetzt. Das Ego beginnt somit nie mit dem Eigenen, sondern fängt stets anderswo an und erfährt sich je schon von alteritären Ansprüchen durchfurcht.

Im nachträglichen Antworten bricht nicht nur das Dass des Widerfahrnisses auf, das sich der subjektiven Disponibilität entzieht, sondern es zeigt sich auch die fragile Seinsweise des Subjekts. Folglich zieht dieses radikale Verständnis von Erfahrung notwendigerweise einen Wandel des Selbstverständnisses des Subjekts nach sich: Wo es nicht bloß um ein äußerliches Vernehmen von Andersartigem geht, bei dem alles Unbekannte letztlich dem Typus nach bekannt ist und dem eigenen Sinnkontext zugeführt wird, sondern sich stets ein mögliches Anderswerden der eigenen Erfahrung vollziehen kann, agiert das Subjekt nicht mehr ungebrochen als souveräne Bezugsmittel alles Seienden. Ihm wird das Fundament entzogen, um von einer gesicherten Warte aus die Welt überblicken und alles in den eigenen Verstehenshorizont integrieren zu können. Das Subjekt fungiert nicht mehr als das Voraus- und Zugrundeliegende alles Seienden, sondern erhält innerhalb des Antwortgeschehens einen prekären Stand, der nicht mehr als gesichertes Territorium einer subjektiven Verfügungsgewalt betrachtet werden kann, sondern immer schon in einer konstitutiven Weise von einer Alterität durchzogen ist und stets aufs Neue herausgefordert werden kann: “Antwortend bin ich als Ich zugleich ein *anderer*, hier und jetzt antwortend bin ich zugleich *anderswo* und *anderswann.*” (Waldenfels 1994,

267) Dennoch hält Waldenfels von der Sache her entschieden am Begriff des Subjekts fest, auch wenn dieses nicht mehr als ungebrochen primäre Instanz verstanden wird, sondern sich zugleich als “Patient” und “Respondent” und damit stets als “geteiltes Selbst” (Waldenfels 2010, 79) in der Welt findet. Diese Andersartigkeit wird nicht von diesem je schon gespaltenen Subjekt getilgt werden können; ihm bleibt ein Moment des Heterogenen in allen Vollzügen eingeschrieben: “Immer kommt ein Heteron ins Spiel, das jeder Aisthesis, jedem Logos, jeder Praxis, jedem Nomos Züge einer Heteroästhesie, einer Heterologie, Heteropraxis und Heteronomie aufprägt.” (Waldenfels 2010, 72)

Im hiatischen Antwort-Anspruch-Geschehen brechen der Appell und die Response gleichermaßen hervor und werden in dieser Verschränkung in ihrer subjektkonstitutiven Dimension lesbar: Erfahrungen sind stets Erfahrungen *für jemanden*. Aus dem pathisch-responsiven Geschehen geht ein Subjekt hervor, an das unvertretbar Erfahrungen adressiert sind und das sich darin durch sein spezifisches Antwortgeben in seiner Singularität auszeichnet: “Das Widerfahrnis ist kein Widerfahrnis ohne jemanden, der von ihm getroffen wird, so wie Erleiden keine Erleiden sind, ohne von etwas getroffen zu werden.” (Waldenfels 2002, 100) Dieses Treffende ist entgegen der von Waldenfels hier (missverständlich) gebrauchten Formulierung jedoch nicht in eine Identifizierbarkeit zu überführen. Der Appell zeigt sich nicht als ein angebbares Was, vielmehr insistiert Waldenfels andernorts auf die “Beunruhigung, die von einem Nicht-etwas und Nicht-jemand ausgeht” (Waldenfels 1994, 478), um jede Möglichkeit einer Ontifizierung oder Personalisierung des nunmehr in der Anonymität des Dass ernst zu nehmenden Anspruchs der Alterität dezidiert zu unterlaufen.

Die Uneinholbarkeit des Appells, der in der Antwort nicht aufgehoben werden kann, wird von Waldenfels nicht unter pejorativen Vorzeichen betrachtet, sondern in seiner Produktivität lesbar zu machen versucht. Nie ist restlos geantwortet und damit alles gesagt; stets ist damit die Möglichkeit eröffnet, abermals zu antworten, um dem Anspruch nochmals anders nachzukommen. Das “re-” der Response, das sich nicht als Beantwortung einer Frage und damit als Schließung einer Wissenslücke versteht, muss daher in einer Vieldeutigkeit verstanden werden, das stets ein *Zurück* (vgl. *re-duco*; “zurückziehen”, “sich zurücknehmen”), ein *Entgegen* (vgl. *re-luctor*; “sich widersetzen”), ein *Wieder* oder ein *Anders* (vgl. *re-gnosco*; “wiedererkennen”, “anders erkennen”) impliziert. Die Response ist somit nicht nur ein Gegenwort im Sinne der Erwiderung, das sich als angesprochenes und nicht als erstes versteht, sondern im Präfix kommt auch eine Möglichkeit zum Ausdruck, die ein wiederholtes und abermaliges

Antworten impliziert. Die Unverfügbarkeit des Anspruchs erweist sich als Möglichkeit für Kommendes, das nicht von einem Horizont im Vorhinein bestimmbar oder von einem Dasein antizipierbar ist. Die Unzulänglichkeiten eröffnen gerade den Spielraum, dass sich Neues und nicht Voraussehbares ereignen kann.¹¹

Wenn Erfahrungen auf Widerfahrnissen beruhen, die uns ohne eigenes Zutun zustoßen und uns dabei auch aus dem Tritt bringen können, sodass uns mitunter Hören und Sehen vergeht, dann ist die Offenheit des Menschen keine einräumend-gewährende, sondern vielmehr in einer stets möglichen Verletzbarkeit eine radikalere, da unberechenbare Offenheit, die auch nicht mehr von der Intentionalität eines souveränen Bewusstseins her verstanden werden kann.¹² Vielmehr ist auf und in unvorhersehbaren Situationen – in der wir nicht mehr Herr der Lage sind – eine Antwort zu (er-)finden. Damit redet Waldenfels nicht einer “re-aktionären” Konzeption des Subjekts das Wort. Das Antwortenmüssen ist nicht gemäß einem Reiz-Reaktions-Schema zu verstehen, in der – einem Automatismus gleich – auf eine Ursache gemäß den Gesetzen der Kausalität eine programmierte Wirkung hervorgerufen wird; ebenso kann sich das Antworten nicht einfachhin auf ein Regelwerk berufen, das bloß der Anwendung überführt werden müsste: “Die Antwort ist weder als logische Konsequenz noch als kausale Wirkung noch als normierter Regelfall noch als bevorzugte Zielphase an die Herausforderung gebunden. Denk-, Kausal-, Gebots- oder Zielregeln reichen nicht aus, um den Nexus herzustellen.” (Waldenfels 1994, 334) Mit der Zurückweisung eines autonomen Subjekts forciert Waldenfels nicht ein fatalistisches Verständnis, vielmehr impliziert das stets notwendige Antworten auf Widerfahrnisse einen Möglichkeitsraum von Antwortmöglichkeiten, die keiner allgemeinen Regelmäßigkeit, sondern der Responsibilität des Subjekt unterliegen, um dem Anspruch in einer angemessenen Weise nachzukommen. Waldenfels

¹¹ So schreibt Waldenfels das Präfix “re-” bedenkend: “Was uns [...] die Spannung von Antwort und Anspruch lehrt, ist eine ständige *reprise*, die für eine *surprise* empfänglich bleibt, weil keiner die ursprüngliche *prise* in den Griff bekommt und auf den Begriff bringt.” (Waldenfels 1994, 269)

¹² Obwohl Waldenfels ausdrücklich an Husserl anknüpft, indem er die Responsivität als “Transformation der phänomenologischen Konzeption der Intentionalität” (Waldenfels 1994, 332) bezeichnet, grenzt er sich gleichzeitig klar von ihm ab: “Das, worauf ich antworte, ist kein Woraufhin einer Eigenbewegung, das als Ichfremdes lediglich Materialien, eine Hyle voraussetzt, woraus der intentionale Sinn ‚aufgebaut‘ wird. [...] Das Fremde wäre dann keine bloße Modifikation des Eigenen, es würde ebenso wie das Eigene aus einer Diastase hervorgehen, die in kein Sinngeschehen und in kein Bewußtseinsleben zu integrieren wäre. Hinfällig würde damit sowohl die Zentrierung auf ein selbstverantwortliches *Ur-Ich* wie die alles durchwaltende *Konstitution* des Anderen mit den Mitteln des ‚Mir-Eigenen‘ (Hua I, 131).” (Waldenfels 1994, 330)

insistiert hierbei auf eine weitreichende Lesart des hiatischen Geschehens der Responsivität: “Das Doppelereignis von Anspruch und Antwort, von dem alles Reden und Tun zehrt, zeigt *von vornherein* einen *ethisch-politischen Aspekt*, der jeder normativen Ethik und jeder institutionell geregelten Politik vorausgeht.” (Waldenfels 1997, 119; Herv. M. F.) Damit impliziert das Antworten auf einen Appell nicht nur die grundlegend epistemologische Konsequenz, der Erfahrung in ihrer Offenheit eingedenk zu sein, sondern trägt von Anfang an einen ethischen sowie politischen Anspruch in sich, für das jeweilige Antworten einzustehen, eine angemessene Response (er-)finden und sie verantworten zu müssen.

3. Die ethische Dimension der Responsivität: Das Paradox der kreativen Antwort

Mit der Verschränkung von Responsivität und Responsabilität unterwandert Waldenfels das herkömmliche Verständnis von Verantwortung: Gemeinhin wird angenommen, dass ein zurechnungsfähiges Subjekt aus freien Stücken eine Verantwortung für jemanden oder für etwas übernimmt. Hierfür kann es, wenn das Unterfangen nicht gelingt, vor einer dritten und gleichsam unabhängigen Instanz zur Rechenschaft gezogen werden. Diese ternäre Struktur der Verantwortung, in der jemand für jemanden oder etwas vor jemandem Verantwortung trägt, wird von Waldenfels einer Revision unterzogen: Das Subjekt entscheidet sich weder aus freien Stücken, angesprochen zu werden, noch übernimmt ein mündiges Subjekt diese oder jene Verantwortung. Obwohl das Subjekt nie einwilligt, die Verantwortung zu übernehmen, wird dem Subjekt die Last der Responsabilität je schon übertragen sein, das jeweilige Antworten auch zu verantworten. Waldenfels macht hierbei ausdrücklich auf die paradoxe Situation, in der sich das antwortend-verantwortende Subjekt befindet, aufmerksam: “Ich komme immer schon zu spät, um meine Verantwortung zu übernehmen, so daß die Antwort meiner Verantwortung früher ist als jede Antwort, die ich gebe.” (Waldenfels 1995, 338) Für Waldenfels gehen teleologische und deontische Konzeptionen der Ethik dieser spezifischen Zeitlichkeit nicht nach. Sie berücksichtigen weder die spezifische Vorvergangenheit noch sich aufdrängende Künftigkeit im Jetzt: “Verantwortung [in der klassischen Auslegung, M. F.] tritt *post festum* auf, nachdem die Tat begangen wurde. Die nachträgliche Beurteilung liefert keine Antwort auf die Frage, was *hier* und *jetzt* und *künftig* zu tun ist.” (Waldenfels 2010, 75) Einer responsiv verstandenen Ethik geht es daher nicht nur darum, eine Einteilung in deskriptive und präskriptive Sätze zu unterwandern, sondern sich auch der

Herausforderung zu stellen, wie *hic et nunc* ethisch gehandelt werden muss. Die Verantwortung wird nicht nach der Tat dem Subjekt zugeschrieben; vielmehr erfährt es sich für Kommendes verantwortlich.

Zwei Grundfragen rücken hier in einer besonderen Weise in den Vordergrund: Kann hier noch, nachdem es dem Subjekt nicht freisteht, zu antworten oder nicht zu antworten, noch von Verantwortung gesprochen werden? Und inwiefern führt Waldenfels’ Verständnis einer diachronen Zeitlichkeit zu einem anderen Verständnis des Ethischen?

Es wurde zuvor gezeigt, dass der Appell nur im Antworten aufbricht und nicht unabhängig besteht. Ansonsten würde der Vor-Anfang selbst wieder als Ursprungsmacht gefasst. In diesem Zusammenhang ist aber auch darauf hinzuweisen, dass das Subjekt sich nicht außerhalb dieses Angesprochenseins konstituiert. In und aus diesem Antwortgeschehen erhält das Subjekt allererst den Status eines (responsiven) Subjekts, dem damit notwendigerweise ein Engagement innewohnt. An diesem Punkt unterwandert eine Phänomenologie der Responsivität die landläufigen Einteilungen in Passivität und Aktivität, Ursache und Wirkung.

Der Appell, der stets jemanden trifft und in der spezifischen Response aufbricht, fordert dabei – in seiner unvertretbaren Singularität – unabwendbar zum Antwortgeben heraus. Subjektivität zeichnet sich für Waldenfels durch die Unausweichlichkeit des Antwortens aus. Alle möglichen Verhaltungen des Subjekts zu sich und zur Welt sind durch die Notwendigkeit des Antwortemüssens gekennzeichnet. Es ist unmöglich, nicht zu antworten. Selbst ein Nichtantworten im Sinne der Verweigerung ist hierin schon ein spezifischer Modus des Antwortens: Ein bewusstes Ignorieren fremder Ansprüche, ein dezidiertes Wegsehen oder kalkuliertes Schweigen, ja jede vermeintliche Indifferenz ist immer noch ein Antworten. Die Unmöglichkeit einer Gleichgültigkeit hat sich immer schon in die Responsivität eingeschrieben: “Das ‚Man muß antworten‘ oder ‚Man kann nicht nicht antworten‘ bezeichnet genau den Punkt, wo ethische Forderungen entspringen, wo etwas ist, was zu sein hat.” (Waldenfels 1994, 358)¹³

Die Konsequenz, dass sich das Subjekt stets aus der Nachträglichkeit der Responsivität zu verstehen hat, wird nun von Waldenfels dahingehend weitergetrieben, dass in diesem Antwortenmüssen stets die Frage nach der Gestaltung der Response auftritt. Dabei darf diese nicht als eine

¹³ Menga macht in diesem Zusammenhang dezidiert darauf aufmerksam, dass sich das Antwortenmüssen stets in Vorgegebenem einschreibt und durch dieses Anschließenmüssen einen “unvermeintlichen Anteil radikaler Geschichtlichkeit [*l’inevitabile componente di radicale storicità*]” (Menga 2009, 304) in sich trägt.

vorprogrammierte Reaktion oder als deterministischer Reflex missverstanden werden: Denn unumgänglich ist zwar das Dass der Antwort, zu (er-)finden und damit zu *verantworten* ist jedoch das *Wie* der jeweiligen Response. Ohne dieses Moment der (Er-)Findung wäre das Antworten keine Ant-Wort und kein Gegen-Wort, sondern lediglich ein leerer Automatismus und ein geschlossener Zirkel des Immergleichen. Waldenfels unterstreicht mit aller Deutlichkeit die Unausweichlichkeit des Antworten(er)findens, das er weder als passiven Widerpart einer Aktion noch als altruistischen Gestus und damit als bewusste Entscheidung des Subjekts, nunmehr “moralisch” oder “gut” handeln zu wollen, verstanden wissen möchte: “Diese Antwort ist gewiß keine bloße ‚Reaktion‘ auf Gegebenes, sie erwächst auch nicht aus meiner ‚guten Absicht‘, einem natürlichen Wohlwollen, einem altruistischen Liebesimpuls, sie geht buchstäblich vom Anderen aus, sie folgt seinem Anruf [...]” (Waldenfels 1995, 328) Das *Wie* dieses Folgens auf den Anspruch des Anderen soll nun in seiner ethischen Dimension lesbar gemacht werden, eines Folgens freilich, das nie zu einem Endpunkt kommt, sondern in steter Unruhe bleibt, sodass die Verantwortung in dem Maße wächst, wie sie übernommen wird. In diesem Zusammenhang insistiert Waldenfels auf den Spalt, der sich zwischen der “Unausweichlichkeit der Situation, auf die ich zu antworten habe, und der Skala möglicher Antworten” (Waldenfels 1995, 339) auftut.¹⁴ Dass im Antworten somit stets die Frage nach dem *Wie* einer *angemessenen* Response auf dem Spiel steht, unterstreicht er mit aller Deutlichkeit. “Die Grundfrage kann deshalb auch nicht lauten: Soll ich antworten oder nicht? Oder: Worauf soll ich antworten? Auf diese Weise würde man das Antworten selbst als ein Tun behandeln, dessen Initiative bei uns liegt. Das Antworten wäre kein Antworten mehr, denn dies kommt mit unaufholbarer Verspätung aus dem Hören des fremden Anspruchs. Die Frage, die aus der In-Frage-Stellung erwächst, kann höchstens lauten: Was und wie soll ich antworten? Wäre jede Antwort gleich gut, so wäre sie keine Antwort mehr, die an Gesagtes anknüpft und auf fremde Angebote eingeht; gäbe es nur eine richtige Antwort, so wäre die Antwort keine Antwort mehr, die erwidert. Wir erreichen hier den Punkt, wo eine Antwort als Antwort erfunden wird und sich zur kreativen Antwort steigert.” (Waldenfels 1994, 576) Waldenfels macht in diesem Zusammenhang deutlich, dass Antworten nicht gleich Antworten ist; vielmehr rückt die Frage nach der “angemessenen” bzw. “gerechten” Response in den Fokus einer

¹⁴ Die Nähe von Waldenfels zu Levinas ist in der Konzeption der Responsivität als Responsabilität allerorten vernehmbar. In der Hervorhebung eines freien *Wie* des Antwortens distanziert sich Waldenfels jedoch seinem Selbstverständnis nach von Levinas, der von einer “Verantwortung jenseits der Freiheit” (Levinas 1998, 257) spricht.

Phänomenologie der Responsivität, die weder willkürlich im Sinne einer Indifferenz ist, bei der alles gleich-gültig wäre, noch in einer einzig korrekten und damit letzt-gültigen Beantwortung liegt. Bevor der diffizilen Frage nach einem möglichen “Kriterium” der Angemessenheit nachgegangen werden kann, muss zunächst das (Er-)Finden der Antwort thematisiert werden.¹⁵

Um diese ethische Dimension der Responsivität zu unterstreichen, recurriert Waldenfels auf das “Paradox einer kreativen Antwort” (Waldenfels 2006, 67). Das Paradox besteht zum einen darin, dass hier nicht etwas in der Weise einer *creatio ex nihilo* geschaffen und gleichsam der Ursprung aus sich selbst generiert wird. Vielmehr bleibt das Antworten der Vor-Gabe des Anspruchs eingedenk, ohne sich davon lösen zu können: “[...] Antworten sind zu erfinden, aber eben als Antworten.” (Waldenfels 1994, 584) Die Kreativität der Antwort versteht sich daher aus dieser Nachträglichkeit. Waldenfels vertritt daher auch keinen Determinismus. Es ist an dieser Stelle wichtig zu betonen, dass er keineswegs ein Verständnis von Kreativität respektive Freiheit negiert, sie jedoch aus der Responsivität verstehen möchte: “Die Freiheit eines autonomen Wesens, das aus sich selbst heraus tätig wird, verschwindet nicht, wenn fremde Ansprüche sich zu Wort melden, doch sie verwandelt sich in eine eigentümliche Form von *responsiver Freiheit*. Ich selbst beginne, doch als Antwortender *beginne ich anderswo*, dort nämlich, wo ich nicht bin, wo ich noch nicht war und auch nie sein werde.” (Waldenfels 2010, 79) Zum anderen – und hierin erfährt das Paradox eine Steigerung – muss etwas gegeben werden, das man nicht hat, das aber auch nicht vorliegt oder auf das man zurückgreifen könnte, sondern erst gespektive er-funden werden muss. Man kann nämlich im Antworten – in dem von Waldenfels forcierten emphatischen Sinne – gerade nicht auf ein vorgefertigtes Schema recurrieren oder es von einer festgelegten Regel deduzieren, sondern sieht sich jedesmal neu und jedes mal anders vor die Herausforderung gestellt. Selbst in vermeintlich alltäglichen Situationen kann, wie im Rückgriff auf das emphatische Verständnis von Erfahrung gezeigt wurde, niemals ein mögliches Überrascht- und Herausgefordertsein getilgt werden. Im Antwortgeben vollzieht sich somit stets eine (Er-)Findung, die nicht auf Vorgezeichnetes zurückgreifen und sich auf Bewährtes verlassen kann, sondern sich auf Unbekanntes und Unabsehbares

¹⁵ Soweit ich sehe, finden sich im Œuvre von Waldenfels keine expliziten Hinweise auf ein mögliches “Kriterium” für angemessene bzw. gerechte Antworten. Die nachfolgenden Überlegungen zu dieser Thematik sind Konsequenzen, die hier jedoch aus der Phänomenologie der Responsivität gezogen werden sollen.

hin entwirft.¹⁶ Im so verstandenen Antworten, das sich als “Ethos *in statu nascendi*” (Waldenfels 1995, 322) begreift, wird somit ein Wagnis eingegangen, dem Appell nachzukommen, ohne die Sicherheit zu haben, ob dieser Vollzug des (Er-)Findens glückt. Der prekäre Status des Subjekts, sich nicht nur von alteritären Momenten durchzogen vorzufinden, sondern im Antworten einem stets möglichen Scheitern ausgesetzt zu sein, wird im Unterfangen, den Anspruch zu erwidern, nicht abzulegen sein, sondern bleibt ihm konstitutiv mit auf den Weg gegeben. Erfunden wird hierbei nicht nur die Antwort, die der unerwarteten Herausforderung zu entsprechen sucht, sondern auch der Antwortende selbst, der aus dem Geben seiner Antworten allererst sein fragiles Selbstverständnis findet, ohne dass das Subjekt weiß, wohin es geführt werden wird. Antworten werden damit nicht einfachhin ge-/er-funden, sondern (er-)finden *sich*; ein Sich freilich, das in seiner Rückbezüglichkeit nicht auf ein starkes Subjekt verweist, sondern auf das prekäre Moment der Subjektkonstitution hinweisen möchte, indem das Subjekt aus dem Finden der Antworten hervorgeht. Eine ethische Situation zeichnet sich somit nicht dadurch aus, dass das Subjekt genau weiß, was es zu tun hat, sondern im Gegenteil dadurch, dass es sich im Ungewissen befindet und das Wagnis eingehen muss, angemessene Antworten und darin *Sich* zu finden.

Dem Antworten bleibt das prekäre Unterfangen eingeschrieben, dem Appell in der rechten Weise nachzukommen. Stets wird sich erst im Nachhinein gezeigt haben, ob und inwiefern es geglückt oder gescheitert ist. Auf diese Unberechenbarkeit, die das pathisch-responsive Subjekt in einer

¹⁶ Waldenfels unterscheidet mitunter zwischen “ordentlichen” und “außer-ordentlichen” Ansprüchen, wobei im ersten Fall auf etablierte “Antwortsschemata” zurückgegriffen werden kann und nur dem Eingehen auf Außerordentliches ein “schöpferisches” Potential innewohnt (vgl. Waldenfels 1998, 81). Diese Unterscheidung ist nicht nur deswegen problematisch, da sich hier ein Diskurs einschleicht, der insgeheim Wertungen vornimmt und zwischen “eigentlichen” und “uneigentlichen” Antworten differenziert, sondern der zugleich bereits im Vorhinein festgelegt haben muss, was als “ordentlich” und was als “außerordentlich” zu gelten hätte. Vielmehr käme es darauf an aufzuzeigen, dass es keinen absoluten und vorgelagerten Maßstab einer Einteilung der Appelle bzw. der Antworten gibt. Mit Derrida kann darauf hingewiesen werden, dass jede Habitualisierung und damit jede vermeintlich gesicherte Identität auf einer Wiederholbarkeit beruht, die in sich das Moment der Differenz trägt (vgl. Derrida 2001). Das Finden von Antworten vollzieht sich nicht im luftleeren Raum, sondern schreibt sich immer in Iterationsszusammenhänge ein, deren Wiederholungspraktiken als Erfahrungsgeschichte das Subjekt als Subjekt auszeichnen. Dieses fängt somit nie *ab ovo* oder jedesmal neu an, sondern knüpft in vielfacher Weise an Vorgegebenheit und Sedimentierungen an. Dieser Doppelsinn wird im ge- und er-finden des Antwortens, die immer ein Erbe weiterzutragen haben, kenntlich gemacht.

Zeitlichkeit zwischen einem *passé antérieur* und einem *futur antérieur* zerdehnt, macht Waldenfels mit Nachdruck aufmerksam: “Vorgängigkeit impliziert eine *vergangene Zukunft*, Nachträglichkeit eine *zukünftige Vergangenheit*. Dabei handelt es sich nicht um eine bloß relative Vergangenheit, die nicht mehr gegenwärtig ist, und eine relative Zukunft, die noch nicht wirklich ist. Wir stoßen vielmehr auf eine absolute Vergangenheit und Zukunft, eine Vergangenheit, die nie Gegenwart war, und eine Zukunft, die nie Gegenwart sein wird. Vorgängig ist, was *kommend war*, nachträglich, was *gewesen sein wird*. Dem zweiten Futur, das von verschiedenen Seiten herangezogen wird, entspricht die erweiterte Vergangenheit eines Plusquamperfekts.” (Waldenfels 2002, 179) Die mehrfache Verschränkung zeigt die temporale Komplexität des Antwortgeschehens an, der nicht mehr mit der Linearität einer Chronologie beizukommen ist. Wir verhalten uns zugleich zu einer (zukünftigen) Vergangenheit und einer (vergangenen) Zukunft: Zuvor wurde darauf hingewiesen, dass der Appell stets zu einer Unzeit auftritt; er kommt *zu früh*. Dieses Einst war nie gegenwärtig gewesen. Ihm wohnt eine Vor-Vergangenheit inne, die durchaus – wenn auch nicht im herkömmlichen grammatikalischen Sinne – als ein Plusquamperfekt bezeichnet werden kann. Dieses Mehr-an-Vergangenheit kann nicht ignoriert oder abgestreift werden; vielmehr wohnt ihm *hic et nunc* die Verpflichtung inne, *künftig* diesem je schon ergangenen Anspruch nachzukommen. Diese Vor-Vergangenheit ist daher im Kommen und trägt als Appell die Vorgängigkeit einer offenen Zukunft mit sich. Diese sich darin ankündigende Künftigkeit wird sich nicht in der Zeit ereignen, als ob sie irgendwann einmal in ein präsentisches Jetzt überführt und damit in der Gegenwart zum Erliegen gebracht werden könnte. Vielmehr muss, um die Komplexität dieses Kommenden anzuzeigen, eine Vor-Zukunft in den Blick genommen werden, die analog dem Plusquamperfekt ein Mehr-an-Zukunft ist, d. h. nicht im herkömmlichen Sinne absehbar und erwartbar ist. Als ein vorausberechenbarer oder absehbarer Zeitpunkt im Futur wäre das Kommende nicht mehr als eine Verlängerung der Präsenz und lediglich von dieser unterschieden, weil es noch nicht da ist; in diesem Fall wäre es, da ihm nicht mehr die Offenheit des Unberechenbaren innewohnt, um die Spitze des Unerwartbaren gebracht. Nun insistiert Waldenfels auf dem intrinsischen Zusammenhang der Vor-Vergangenheit mit der Vor-Zukunft, ohne dass sich der Kreislauf der Zeit schließt. Dem anderswo anhebenden Antworten bleibt im Verantworten die Prekarität des Unbestimmten konstitutiv eingeschrieben: Es wird sich immer erst im Nachhinein zeigen, ob die Antwort angemessen gewesen sein wird, ohne im Wagnis des verantwortenden Antwortens sich auf eine vorgegebene

Ordnung berufen zu können oder bereits vorentworfene Richtlinien bloß umsetzen zu müssen.

Mit seinen Überlegungen zu ethischen Implikationen der Responsivität schreibt sich Waldenfels in die großen Ethikentwürfe des abendländischen Denkens ein. In den *Schattenrissen der Moral* (2007) werden vornehmlich *teleologische* Ansätze auf der einen und *deontische* Herangehensweisen auf der anderen Seite einer kritischen Revision unterzogen. Insbesondere durch die verstärkte Berücksichtigung der zuvor skizzierten Temporalität, der in den Ethikkonzeptionen, die sich auf Aristoteles oder Kant berufen, kaum eine tragende Rolle zugebilligt wurde, möchte Waldenfels darauf hinweisen, wo in der Tradition Ungedachtes einer Nachbesichtigung unterzogen werden muss. Diese Ethiken sind in erster Linie an aktiven Handlungen eines souveränen Subjekts orientiert, die um die Vorwegnahme von Zielen oder um die Erfüllung von tradierten Normen kreisen. So gehört das *ἀγαθόν* als *τέλος* einer immer schon währenden Ordnung an, die in ihrer apriorischen Perfektionalität nicht weiter hinterfragt wird, da sie im Immergleichen verharret: Das Gute an sich ist immer schon da, noch bevor es als Gutes für uns konkret verwirklicht werden könnte. In einer ähnlich a-temporalen Starre agiert auch ein deontisches Ethikverständnis, da auch hier wiederum von einem vorgegebenen Gesollten ausgegangen wird, auf das alles zurückzukommen hat. Störungen des vorgezeichneten Ganges oder der tradierten Ordnung sind lediglich als Abweichung von der Norm zu begreifen. Stets ist hier ein teleologischer oder deontischer Zirkel im Gange, der Faktisches, so heterogen es auch sein mag, in das gesuchte und gesollte Kontrafaktische zu integrieren hat. Beide großen Ethikentwürfe der abendländischen Tradition stellen sich laut Waldenfels gerade nicht der Heterochronie des Kommenden: “Das moralische Sollen sagt uns nicht, was wir künftig tun sollen, sondern in ihm spricht sich aus, was wir als Vernunftwesen *immer schon* wollen.” (Waldenfels 2007, 322) Das, was sich darin noch nicht befindet, wird sich am Ende dort einfinden oder, bei einer gänzlichen Abweichung, aus dem normierenden oder teleologischen Diskurs auszuschließen sein. Die Frage nach der Ethik bricht damit dort auf, wo es um die Verwirklichung der Norm oder des Guten geht. Es geht hierbei in letzter Konsequenz um die Umsetzung eines vorgegebenen Programms. Das Unerwartbare, das nicht voraussehbar ist und somit als alteritäres Moment die vorgegebene Ordnung usurpiert, wird in dieser normativen Ausrichtung der Ethik einfachhin ignoriert.¹⁷

¹⁷ In diesem Zusammenhang weist Waldenfels auf den “blinden Fleck der Moral” (Waldenfels 1994, 584) und damit tradierter Ethikkonzeptionen hin, die nicht in der Lage sind, das Streben nach dem Guten oder das Sollen nach Freiheit aus sich selbst zu

Doch welche Konsequenzen lassen sich aus einer responsiv verstandenen Ethik ziehen? Verdammt die Betonung der nie einholbaren Vor-Vergangenheit und des stets aufgeschobenen Kommenden nicht zu einer Passivität, die nichts zu relevanten Problemen des Ethischen beitragen kann? Das Unerwartbare der Vor-Zukunft kann jedoch nicht warten, denn es duldet keinen Aufschub. Es wäre ein grobes Missverständnis, den Ausstand des *futur antérieur* als Grund für das Verharren in der Passivität zu sehen. Es gilt daher nicht, die Hände in den Schoß zu legen und darauf zu hoffen, dass sich das Unberechenbare “irgendwann” ereignet. Vielmehr drängen die von Waldenfels hier ins Treffen geführten Formulierungen der Künftigkeit darauf, dass dasjenige, was im Kommen ist, die Gegenwart immer schon durchzieht, indem es das responsive Subjekt betrifft und ihm *jetzt* eine Antwort abverlangt. Mit der Dringlichkeit sich *hic et nunc* – wagnishaft – auf diese Künftigkeit hin ausgerichtet zu engagieren, muss das Subjekt jetzt, ohne Verzögerung, ohne Aufschub, dem nachkommen, was in Hinblick auf den Anspruch des Anderen eine angemessene und gerechte Antwort gewesen sein wird. Indem auf die Vorgabe des Anspruchs geantwortet wird, richtet sich der Vollzug ins Offene, ohne Gewissheit über dessen Gelingen zu haben. Ein verantwortliches Antworten vollzieht sich – herausgefordert von einer Vor-Vergangenheit und einer Vor-Zukunft verpflichtet – im Unberechenbaren. Im unabweisbaren Antworten gilt es, im Vernehmen des Anspruchs eine Entscheidung für das Wie des Antwortens zu tätigen und für diese Verantwortung zu übernehmen.

Doch wie kann angemessen geantwortet werden? Welches “Kriterium” kann hierbei in den zu fällenden Entscheidungen herangezogen werden? Eine solchermaßen verstandene Entscheidung hält nicht nur die Gegenwart für das Kommende offen, indem sie nicht weiß, ob es ihr gelingt, dem Anspruch in angemessener oder gerechter Weise zu antworten. Diese Entscheidung des Subjekts ist nie eine im eigenen Namen, sondern eine in Hinblick auf den Anspruch des Anderen gefällte. Es ist gleichsam dieser Anspruch des Anderen, dem im Subjekt nachgekommen werden muss und der die Entscheidung fällt, ohne dass das Subjekt damit von der Verantwortung dispensiert werden würde. Stets wird es in der Verantwortung stehen, in

begründen: “Kein Ethos, keine Moral findet den nötigen Halt in den Zielen, Werten, Normen oder Nützlichkeitskalkülen, auf die man sich beruft. Wozu ist das Gute gut? Warum soll ich der Stimme des Gesetzes folgen? Wozu soll ich dem puren Eigeninteresse folgen? In der formalen Sprache der Systemtheorie bedeutet dies: Die Leitdifferenz gut/schlecht ist nicht selbst gut. Moral schlägt in einen quasi-religiösen Moralglauben um, wenn sie sich ihre eigenen Abgründe nicht eingesteht, oder sie sieht sich gezwungen, außerhalb ihrer selbst Halt zu suchen [...]” (Waldenfels 2010, 73)

seinen Antworten dem Anspruch, der nie seiner, sondern stets der des Anderen ist, nachzukommen.

Das einzige "Kriterium" einer responsiv verstandenen Ethik bestünde dann nicht darin, auf einen "positiv" ausweisbaren Grund oder auf ein System präskriptiver Regeln zu rekurrieren, sondern nie im eigenen, vielmehr stets im Namen des Anderen zu antworten. Zwar ist das Subjekt unausweichlich verpflichtet, jeweilig selbst Verantwortung zu übernehmen, dennoch werden Antworten stets dann angemessen oder gerecht sein, wenn sie nicht im eigenen Namen formuliert worden sind. Stets muss aus ihnen hervorgehen, dass sie einem alteritären Appell nachzukommen versuchen und nicht Eigeninteressen vertreten. Dieses Antworten versteht sich nicht nur nicht als erstes, sondern auch nie als letztes Wort. Das Antworten kann folglich nie ein letztgültiges sein, stets wird der Anspruch des Anderen dazu nötigen, abermals angemessener zu antworten und vorherige Antworten – im Namen des Anderen und der ins Werk zu setzenden Gerechtigkeit – in Frage zu stellen. Damit bleibt das Antworten nicht nur seiner Nachträglichkeit eingedenk, sondern versucht in dieser Weise, das Kommende als Kommendes offen zu halten. Durch die Responsivität ist damit nicht nur die Möglichkeit gegeben, Ideologien und Totalitarismen im Namen des Anderen entgegenzutreten, indem diese als Sprechweisen im Namen des Eigenen entlarvt werden, sondern es muss darüber hinaus auch die Zukunft für eine stets kommende Gerechtigkeit offen gehalten werden. Letztgültige Urteile, die nicht die Möglichkeit von Fehlurteilen mitbedenken, bei denen keine Berufung oder Revision zulässig ist – wie etwa bei der Todesstrafe – müssen daher aufs Schärfste zurückgewiesen werden. Gerechtigkeit kann sich nur dann ereignen, wenn *hic et nunc* das Wagnis eingegangen wird, angemessen zu antworten; dies wird aber nur dann möglich gewesen sein, wenn nicht von einer Absolutheit der eigenen Entscheidungsfähigkeit ausgegangen wird, sondern stets die Möglichkeit des Verfehlens mitbedacht wird. Der Verantwortung ist damit nicht ein für alle Mal nachzukommen, sondern sie muss in ihrer "Maßlosigkeit" und "Unendlichkeit" ernst genommen werden.¹⁸

¹⁸ Mit dem Hinweis auf den juristischen Diskurs und die darin inhärenten Praktiken soll das Potential sowie die Dringlichkeit einer Auseinandersetzung mit Überlegungen zur Responsivität angezeigt werden. Bislang wurden etwaige Konsequenzen vonseiten der responsiven Phänomenologie lediglich angedeutet. Eine Rechtsphänomenologie wird sich daran messen lassen müssen, inwiefern im Namen des Anderen dem Unberechenbaren Rechnung getragen wird (vgl. Loidolt 2011).

4. Die Frage des Politischen: Die Pluralität des Anderen als Mitanspruch des Dritten

In den bis dato angestellten Nachzeichnungen wurde der Frage nachgegangen, inwiefern ein offenes Verständnis von Erfahrung zu einem responsiven Subjekt führt, dem unausweichlich ein ethisches Moment innewohnt. Nun soll in einem weiteren Schritt aufgezeigt werden, dass dem inhärenten Anspruch einer Phänomenologie der Responsivität nicht nur eine ethische, sondern stets schon eine *politische* Dimension eingeschrieben ist. Hierbei wird sich weisen, dass das Ethische und Politische nicht zwei voneinander getrennte Bereiche umfassen.¹⁹ Vielmehr muss aufgezeigt werden, inwiefern ein herkömmlicher Ausgang vom Ego, der dann stufenweise zu einem Du und später zur Sozialität führt dahingehend unterwandert wird, dass dem Angang der Alterität nur im Sinne einer Pluralität von Ansprüchen Rechnung getragen werden kann. Genauso wenig wie das Subjekt nur ab und an antwortet, sondern sich aus dem nachträglichen Erfinden der Antwort erst versteht und das eingegangene Wagnis je zu verantworten hat, ist das Subjekt nicht nur ab und an ethisch oder in weitere Folge nur ab und an politisch; vielmehr ist es immer schon ethisch-politischen Ansprüchen ausgesetzt und von ihnen konstitutiv durchzogen.²⁰

Um die nachhaltige Verstrickung des Subjekts mit dem Politischen anzuzeigen, unterscheidet Waldenfels begrifflich zwischen einer Ebene der vordergründigen (Tages-)Politik “im Sinne öffentlicher Entscheidungen, Beratungen, Gesetzgebungen und Prozeduren”, den dahinterstehenden Interessen des Politischen “im Sinne von Machtverhältnissen und

¹⁹ So differenziert Horn zwischen “individualethische[n] Probleme[n]”, die allein der Moralphilosophie zugerechnet werden können, und “institutionenethische[n] Probleme[n]”, die allein in der Politischen Philosophie abgehandelt werden dürfen (Horn 2003, 9). Der zunächst missverständlichen Bemerkung Liebschs, dass sich bei Levinas ein “*antipolitisches Moment im Politischen*” findet, wird dann zugestimmt werden können, falls einsichtig wird, dass “das Politische vor der *Versuchung des Totalitären* nur bewahrt werden [kann], wenn es die Menschen nicht *ausnahmslos* bzw. *restlos* erfasst, wenn es vielmehr von einer ethischen Verpflichtung angesichts jedes Anderen eingedenk bleibt, die in keiner politischen Ordnung je aufzuheben sein wird” (Liebsch 2010, 108 f.).

²⁰ Hier stimme ich mit der Diagnose Unterthurners nicht überein, der ansonsten in beeindruckender Weise Waldenfels’ Ordnungskonzeption darlegt, jedoch zu bedenken gibt, dass dieser sich in Hinblick auf Fragestellungen des Politischen “(noch?) bedeckt” (Unterthurner 2010, 142) hält. Eine knappe, aber instruktive und gewinnbringende Skizzierung der responsiven Auffassung des Politischen legt Vanni (2007) vor.

Machtprozessen, die innerhalb verschiedenster Sonderwelten, Berufsbereiche, Systeme” ihre Auswirkungen tätigen und schließlich einer – für die nachfolgenden Ausführungen relevanten – *tiefenpolitischen* Dimension, ohne “politisch zur Disposition zu stehen” (Waldenfels 2001, 134 f.).²¹ Für Waldenfels beginnt das (Tiefen-)Politische folglich “nicht erst dort, wo förmliche Institutionen das Politische in einen Sonderbereich der Politik verwandeln” (Waldenfels 1994, 359), sondern es lässt sich immer schon dort verorten, wo “Konflikte ausgetragen werden” (Waldenfels 1994, 359) und nach einer Entscheidung des Subjekts verlangen. Diese “Konflikte” werden im Folgenden als Ansprüche im Plural gedeutet werden. Waldenfels degradiert die Ethik nicht zu einer zweiten Philosophie bzw. gesteht dem Politischen nicht bloß einen bestimmten Ort zu, etwa den Bereich des Öffentlichen einer *res publica*, die von der inneren Privatsphäre zu unterscheiden wäre. Es zeigt sich hier, dass eine Trennung und Hierarchisierung unterschiedlicher Seinsbereiche keinen Sinn macht, wenn nicht zuvor die inhärenten Verstrickungen aufgezeigt werden.

Waldenfels distanziert sich in diesem Zusammenhang zunächst von einem Verständnis des Politischen, das von vorgegebenen Identitäten ausgeht, die ihr vermeintlich bereits vollständig konstituiertes Eigenes in Ab- und Ausgrenzung des Fremden gewinnt. Selbst Überlegungen, die von essentialistischen Begründungen absehen und mit jener Logik der Differenz operieren, in der die Grundunterscheidung zwischen Freund und Feind je neu konfiguriert und ausverhandelt werden muss, erläutern das Politische aus dem Zusammenhang einer Grenzziehung zwischen Innen und Außen. Der von Waldenfels zuvor angesprochene Konflikt spielt sich jedoch nicht auf der Ebene einer oppositionellen Gegenüberstellung ab.²² Die Responsivität als Responsabilität bewegt sich auch nicht in den privaten Bahnen des dialogphilosophischen Verhältnis von (fremdem) Du und (eigenem) Ich, das

²¹ Man müsste – und das kann an dieser Stelle nicht geleistet werden – die hier von Waldenfels angeführten Fundierungsverhältnisse, die stark an Heideggers Rückführung alles Ontischen auf ein ontologisches Fundament in *Sein und Zeit* erinnern, selbst noch einmal auf ihre metaphysischen Implikationen hin befragen. Auch wenn Waldenfels hier keine einfache Unterscheidung ins Treffen führt, scheint die Figur der (Rück-)Gründung, die Heidegger in seinem Spätwerk vielfältig zu dekonstruieren suchte (vgl. Heidegger 1997), nachhaltig die so genannte “politische Differenz” zu durchziehen, sodass sich die Unterscheidung zwischen der Politik [*la politique*] und dem Politischen [*le politique*] gerade nicht von einer tradierten Erblast zu befreien vermag (vgl. Marchart 2010, 13-84).

²² Diese geraffte Darstellung bezieht sich nicht nur auf die von Carl Schmitt eingeführte Grunddifferenz des Politischen zwischen Freund und Feind (2007, bes. 26-30), sondern auf eine Reihe weiterer rezenter Theorien, die den Antagonismus als operativen Grundbegriff des Politischen betrachten.

in einem zweiten Schritt mit einer Erweiterung dieser Kategorien zu einem Wir einerseits und einem Nicht-Wir andererseits auf das Politische hin überstiegen werden müsste. Es erweist sich als unmöglich, von einer intimen Zweierbeziehung auszugehen. Dualitäten dieser Art sind stets schon zugunsten der Offenheit anderer Ansprüche unterlaufen.

Für Waldenfels wäre es eine unzulässige Verkürzung, das Verhältnis von Anspruch und Antwort als eine bipolare Dyade und Gegenüberstellung von Eigenem und Fremden in den Blick zu nehmen. Nicht nur erweist sich für ihn die Singularität des Antwortenden als kein einheitliches Fundament, da sie sich erst aus der Selbstüberschreitung respektive Selbstentzogenheit einer egologischen Reinheit konstituiert, sondern es wäre auch unangemessen, den Anspruch einem angebbaren oder identifizierbaren Anderen zuzuschreiben. Er spricht in seiner Levinas-Lektüre, die hier als interpretatorischer Schlüssel für seine eigenen Überlegungen herangezogen wird, nicht nur von einer "Singularität im Plural" (Waldenfels 1995, 309), um die unzählbaren Verstrickungen des Selbst mit alteritären Momenten des Eigenen anzuzeigen, sondern auch von der "Pluralität des Anderen" (Waldenfels 1995, 315). Die Andersheit wird hier in einer nicht abzählbaren Vielfalt berücksichtigt, die "nicht als Plural vorhandener Personen" (Waldenfels 2002, 256) auszulegen ist. Ebenso wie es keinen Sinn macht, vom Ich oder Wir als dem Eigenem zu sprechen, ist es verfehlt, dem Anderen eine identifizierbare Exteriorität zuzuschreiben.

Das Andere tritt in seiner Singularität nicht in der numerisch fassbaren Einzahl auf, sondern in einer nicht identifizierbaren Störung. Singularität in diesem Sinne hat für Waldenfels nicht mit einer herkömmlichen "Einzigartigkeit oder Einmaligkeit zu tun, die als *Grenzwert der Unvergleichlichkeit* selbst schon einem Vergleich entspringt" (Waldenfels 1997, 120 f. (Anm. 6)), indem sie lediglich als ein Vorkommnis innerhalb einer Reihe von Einzelfällen und vor einem gemeinsamen Hintergrund betrachtet wird; im Gegensatz zur herkömmlichen Frage nach dem Wie der Applikation eines Einzelfalles hinsichtlich eines Allgemeinen besteht er darauf, Alterität nicht hinsichtlich der Interpretationsschiene Besonderes-Allgemeines abhandeln zu können.

Doch warum insistiert Waldenfels auf einen "Anderen-im-Plural"²³ und was wird mit dieser Pluralisierung der Alterität gewonnen? Waldenfels wendet sich mit aller Vehemenz gegen ein Verständnis der Symmetrie bzw. Reversibilität, das die Relation von Anspruch und Antwort in einem reziproken Wechselverhältnis aufheben möchte. Jede vermeintliche

²³ Diese geglückte Wendung findet sich bei Zeillinger, der sich hierin ausdrücklich auf Waldenfels beruft (vgl. Zeillinger 2010a, 224 (Anm. 1)).

Harmonie bleibt nachhaltig gestört, da Appell und Response nicht auf ein synthetisierendes Gemeinsames hin konvergieren. Prägnant bringt Waldenfels diese Einsicht auf den Punkt: “Die Singularität beschränkt sich nicht auf eine Singularität im Dual, sie nimmt die Form einer Singularität im Plural an, weil im Anspruch des Anderen als Fremden der Mitanspruch aller Anderen laut wird.” (Waldenfels 1995, 317) Mit anderen Worten: Alterität wird dann ernst genommen, wenn sie nicht als *eine* erscheint; damit wäre sie unter der Hand identifiziert und für eine Subsumtion unter ein Allgemeines gefügig gemacht. Diese Art bewährter Klassifikationslogik wird nun dezidiert unterwandert. Weder ist der Andere unter ein universales Gesetz zu bringen, noch können die im Anspruch des Anderen aufbrechenden Mitansprüche aller Anderen zu einer einzigen appellativen Struktur zusammengefasst werden. Vielmehr lassen sie sich nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen, sondern tragen eine nicht zu befriedende Konfliktualität in sich. Erst unter Berücksichtigung eines sich “widerstrebenden Plural” (Waldenfels 1994, 359) bewegen wir uns laut Waldenfels in der “Dimension des Politischen” (Waldenfels 1994, 359), die weder nachträglich als empirische Tatsache hinzukommt, noch einer Logik von Innen und Außen folgt.

Den Anspruch eines Anderen-im-Plural bezeichnet Waldenfels mit Levinas (und Derrida²⁴) als den *Dritten*. Um dieser komplexen Figur nachzukommen, ist es wichtig, zunächst einmal anzuzeigen, was sie nicht ist: Sie taucht nicht als unbeteiligte Beobachterinstanz auf, die nachträglich die Konstellation zwischen Zweien verändert.²⁵ Der Dritte ist weder als eine numerische Größe innerhalb einer Triangulation noch als später hinzukommender Part gefasst. Es lässt sich nach Waldenfels beim Anderen/Fremden und Dritten auch nicht von “zwei separaten Figuren” sprechen, als wohnten sie “in verschiedenen Welten” (Waldenfels 1997, 111 (Anm. 1)); und dennoch verschmelzen sie nicht zu einem Konglomerat. Um jede Reduktion auf eine Identitätszuschreibung zu vermeiden, kann mit Derrida festgehalten werden: “Der Dritte [*le tiers*] ist da. Und der eine [*l'un*] sowie / als [*comme*] der ‚mehr als eine‘ [*,plus d'un*], die die Berechenbarkeit zugleich erlauben [*permettent*] und einschränken [*limitent*].” (Derrida 2002, 290; Übers. mod.) Derrida

²⁴ Die Vorbehalte vonseiten Waldenfels’ gegenüber Derrida sind mitunter zu strikt, da der Dekonstruktion zu Unrecht vorgeworfen wird, sich “in den Leerformen des ‚ganz Anderen“ (Waldenfels 2005, 309) zu verlieren und so den Aspekt der Normativität sowie des Rechts unterbestimmt zu lassen. Ausführliche Erörterungen, die an dieser Stelle ausbleiben müssen, könnten jedoch zeigen, wie fruchtbar mit Derrida der juristische und politische Diskurs einer “konstruktiven” Relektüre unterzogen werden kann.

²⁵ Prominent wird diese Überlegung innerhalb des phänomenologischen Diskurses von Sartre bei seiner Erörterung des Blicks bzw. des Überraschtwerdens im Beobachten durch einen Dritten ins Treffen geführt (vgl. Sartre 1991, 720 ff.).

macht folglich zusätzlich darauf aufmerksam, dass der Dritte *immer schon* da ist²⁶ und in einer Pluralität nicht auf eine Einzahl – wie die Konjugation der Verben eindrucksvoll unterstreicht – reduziert werden kann. Der Dritte wird folglich nicht als der abzählbar Hinzukommende gefasst, der eine Zweierbeziehung bloß additiv erweitert. Vielmehr muss eingesehen werden, dass die Alterität je schon einen komplex verschränkten Plural – der “eine *mehr* als eine” – mit sich trägt und damit den Anspruch in sich vervielfältigt. Der Dritte als der Andere-im-Plural wird nicht nur die Berechenbarkeit in einer Dringlichkeit allererst ermöglichen und zugleich begrenzen, sondern auch die Konstitution des antwortend-verantwortenden Subjekts konturieren.

Was ist damit gemeint? Im Anspruch des Anderen treten zugleich Mitansprüche anderer Anderer auf, die sich nicht vereinheitlichen oder uniformieren lassen; ihnen bleibt eine widerstrebende Mannigfaltigkeit eingeschrieben. Die von Waldenfels indizierte Alterität-im-Plural lässt sich nicht als ein Gegensatz verstehen, der aufgelöst oder auf einer Metabene einer Versöhnung überführt werden könnte. Der hier thematisierte Widerspruch besteht in einer irreduziblen Asymmetrie, die das gesamte Verhältnis durchzieht und nie zur Ruhe kommen lässt. Levinas skizziert diese komplexe Relationalität eines “Aber-Auch” (*mais aussi*) folgendermaßen: “Der Dritte ist anders als der Nächste, aber auch [*mais aussi*] ein anderer Nächster [*un autre prochain*], aber auch [*mais aussi*] ein Nächster des Anderen [*un prochain de l’Autre*] und nicht bloß seinesgleichen [*non pas simplement son semblable*].” (Levinas 1998, 343; Übers. mod.) Hierin wird deutlich, dass der Dritte nicht mit dem Nächsten respektive Anderen einfachhin zusammenfällt und auch nicht von einem symmetrischen Wechselverhältnis oder gegenseitiger Anerkennung die Rede sein kann. Er beharrt darauf, dass er zugleich ein anderer Nächster und ein Nächster des Anderen bleibt.

5. Waldenfels Kritik an Levinas und seine Reinterpretation des Dritten

Die in seinen Texten von Mitte der 1990er Jahre indizierte Alterität-im-Plural wird von Waldenfels ein Jahrzehnt später in einer abermaligen, nun auch verstärkt kritischen Auseinandersetzung mit Levinas konturiert. So stellt Waldenfels in seinem 2005 erschienen Aufsatz *Hyberbolische Gerechtigkeit* die Frage, “ob Levinas nicht dazu tendiert, das gespannte Verhältnis von Anderem und Drittem, von Ordnungsüberschuß und

²⁶ Auch Waldenfels hält fest: “Der Andere begegnet mir immer schon als *Dritter*.” (Waldenfels 1997, 116)

Ordnungsbestand, von Unvergleichlichkeit und Vergleichbarkeit zugunsten des Außerordentlichen zu überspannen” (Waldenfels 2005, 233). Die Bemerkung suggeriert, dass Waldenfels die Figur des Dritten vom Anderen trennt, indem er nicht mehr von einer Alterität-im-Plural ausgeht, sondern den Dritten mit dem Ordnungsbestand und den Anderen mit einem Ordnungsüberschuss in Verbindung bringt. Die Kritik an Levinas besteht darin, dass dieser stets das Exzessive zugunsten der Norm, des Gesetzes bzw. der Ordnung vernachlässigt habe und es gerade nicht vermöge, die Extreme – das Ordentliche und das Außerordentliche – in ein Verhältnis zu setzen. Für Waldenfels erhebt sich zugleich die Frage, “ob es einen Weg von der *Alterität* zur *Sozialität* gibt und wie dieser aussehen könnte” (Waldenfels 2005, 236). Diese Überlegung kommt einer dezidierten Zurücknahme der zuvor herausgestrichenen Einsichten einer Alterität-im-Plural gleich, die immer schon eine Ich-Du-Beziehung überschritten hat.

Bevor auf diese Einwände und Waldenfels Lösungsvorschlag eingegangen werden kann, ist es hilfreich, seinen Ordnungsbegriff zu skizzieren. Waldenfels etabliert in *Ordnung im Zwielicht* (1989) ein spezifisches Verständnis von Ordnung, indem er sowohl transzendente als auch arbiträre Ordnungsmuster als unhaltbar zurückweist. Es geht hierbei nicht darum, Ordnungen *per se* abzulehnen; vielmehr möchte Waldenfels auf ihre (geschichtliche und soziokulturelle) *Kontingenz* aufmerksam machen. Ordnungen sind weder ein für alle Mal (vor-)gegeben noch einer flottierenden Willkür unterworfen, sondern sie haben ihre geschichtliche Verankerungen und gründen in motivierten Sinnzusammenhängen, sie könnten jedoch immer auch *anders* sein.²⁷ Damit gibt es nicht die einzige oder die beste Ordnung, wohl aber eine offene Vielzahl von Ordnungen, die aufgrund von Selektionen und Exklusionen je schon dieses ermöglichen und jenes ausschließen.

Waldenfels geht von der Annahme aus, dass wir uns *immer schon* in (konstituierten) Ordnungen befinden. Es gibt keinen ordnungsunabhängigen – anarchischen – Raum. Etwas tritt nie isoliert auf, sondern findet sich stets Zusammenhängen zugehörig vor oder sprengt diese. So hält er fest: “Es gibt demnach kein Außen *vor der Ordnung*, sondern nur ein Außen *der Ordnung*.”

²⁷ “Unsere Frage ‚Warum tritt vielmehr dieses auf und nicht vielmehr jenes?’ findet hier zumindest keine Antwort, die der Frage ein Ende machen würde. Gäbe es *keine Gründe* für dieses Auftreten, so bliebe nur der Hinweis auf ein zufälliges Geschehen, das dann auf höherer Ebene als willkürliche Setzung wiederkehrt. Diese Antwort widerspricht nicht nur unserer Erfahrung, die uns zeigt, daß uns keineswegs Beliebigeres auffällt und einfällt, sie wäre ebenso anfechtbar wie die Gegenantwort, die einen *zureichenden Grund* verspricht. Was uns hier und immer wieder begegnet sind Gründe, die den Spielraum der Beliebigkeit einschränken, ohne den Abgrund zu schließen, der die Entstehungen von Ordnungen provoziert.” (Waldenfels 1989, 60)

(Waldenfels 2005, 242) Sein Verständnis von Ordnung greift dabei nicht nur auf diskursanalytische Einsichten von Foucault oder auf Wittgensteins Mannigfaltigkeit von Weltbildern zurück, sondern schreibt darüber hinaus in gewisser Weise das phänomenologische Verständnis von Welt als (Sinn-)Horizont oder (Bewandtnis-)Ganzheit fort.²⁸ Auch wenn die Differenzen zu diesen klassisch-phänomenologischen Herangehensweisen offenkundig sind, bildet auch bei Waldenfels die Ordnung – trotz der Einsicht in ihre Pluralität und Kontingenz – den je schon gegebenen und damit vorgelagerten Hintergrund, vor dem etwas als etwas verständlich wird oder sich als Außerordentlich manifestiert.

Dieser Gestus von einer Ordnungsstruktur her das Fremde als Fremdes in den Blick zu nehmen, beinhaltet jedoch weitreichende Konsequenzen für den Umgang mit dem Anderen. Alterität tritt bei Waldenfels als das nicht-integrierbare Außerordentliche innerhalb eines etablierten Zusammenhangs auf. Das Fremde tritt somit in einem nachträglichen Akt hinzu, indem es Ordnungsstrukturen durchkreuzt, nicht jedoch bildet es ein eigenständiges Moment. Die Andersheit tritt quasi als Störung nur innerhalb eines Zusammenstands auf und nicht unabhängig davon: “Der Bezug vom Ordentlichen zum Außer-ordentlichen kehrt sich nicht um in einen Bezug des Außer-ordentlichen zum Ordentlichen, als stünden sich hier zwei Instanzen gegenüber, die ihre Kräfte messen. Der fremde Anspruch, der sich meinem Zugriff entzieht und die Möglichkeitsradien der diversen Ordnungen überschreitet, tritt nur auf, *indem* er sich entzieht und über die gegebene Ordnung hinauschießt.” (Waldenfels 2005, 233)

Dieses Verhältnis von Ordentlichem und Außerordentlichem – dem ein Vorrang des Ordentlichen eingeschrieben bleibt, da es die Folie bildet, vor der Außerordentliches überhaupt erst als solches vernehmbar wird – wird für Waldenfels leitend, um die Relation des Anderen und des Dritten nun in einer von Levinas differierenden Weise zu fassen. Die Verschränkung von dem

²⁸ So nimmt Husserl einen universal-einheitlichen Weltboden in Anspruch: “Wir können auch sagen, aller Erkenntnisbetätigung voran liegt als universaler Boden eine jeweilige *Welt*; und das besagt zunächst, ein Boden universalen passiven Seinsglaubens, den jede einzelne Erkenntnishandlung schon voraussetzt. Alles, was als seiender Gegenstand Ziel der Erkenntnis ist, ist Seiendes auf dem Boden der selbstverständlich als seiend geltenden Welt.” (Husserl 1985, 24 f.) Heidegger begreift Welt als Existenzial (“Welt“ ist ontologisch keine Bestimmung *des* Seienden, das wesenhaft das Dasein *nicht* ist, sondern ein Charakter des Daseins selbst.” (Heidegger 1986, 64)) und führt den Bedeutungszusammenhang auf den Entwurf des sein-verstehenden Daseins zurück: “Dergleichen Verstehen von Seiendem in seinen Seinszusammenhängen ist nur möglich auf dem Grunde der Erschlossenheit, das heißt des Entdeckendseins des Daseins.” (Heidegger 1986, 228)

Anderen und dem Dritten wird nun nicht mehr als in sich heterogene Alterität-im-Plural gefasst, sondern als Verhältnis von Ordentlichem und Außerordentlichem. Waldenfels entwirft eine Interpretation des Dritten, in der diese Figur mit dem Gesetz bzw. der Ordnung gleichgesetzt wird: “Die Figur des Anderen oder des Fremden verhält sich zu der des Dritten wie das Außer-ordentliche zum Ordentlichen. Beide Figuren machen sich so wenig Konkurrenz wie die Gestalt dem Grund, von dem sie sich abhebt.” (Waldenfels 2005, 230)²⁹ Dieses Zitat beinhaltet eine ganze Reihe von bedenkenswerten Aussagen: Zunächst kann die terminologische Beobachtung angebracht werden, dass Waldenfels selbst den Anderen mit dem Fremden synonym setzt. Diese begriffliche Gleichsetzung widerspricht zwar seiner eigenen Unterscheidung (vgl. Waldenfels 1997, 20 f.), ist wohl aber der Lektüre von Levinas geschuldet, der diese terminologische Differenzierung nicht kennt. Weitaus bemerkenswerter erscheint es aber, dass zwischen dem Anderen/Fremden und dem Dritten strikt geschieden werden muss. Nicht jedoch im zuvor angezeigten Sinn einer Alterität-im-Plural von (Mit-)Ansprüchen, die nicht unter ein Allgemeines subsumierbar sind; vielmehr markieren sie vollkommen unterschiedliche Hinsichten – wie Gestalt und Grund. Der Dritte fungiert hier als Gesetz, das die klassifikatorische Richtschnur bildet, wann etwas als Fremdes zu bewerten sei. Der bildliche Vergleich mit dem (Hinter-)Grund als vorausgesetztem Horizont, in dem etwas als zugehörig oder nicht-zugehörig erscheint, suggeriert den Nachrang des Anderen. Das Fremde erscheint nur als fremd innerhalb des vorgelagerten Deutungsmusters. Mit dieser Differenzierung geht auch ein entscheidender Perspektivenwechsel einher: Das Verhältnis von Anderem und Dritten wird nun in ihrem Verhältnis zueinander beschrieben, ohne die Adressierung des Subjekts weiter zu berücksichtigen.

Bei Levinas verhält es sich anders: Nochmals sei das zuvor angefügte Zitat in Erinnerung gerufen (vgl. Levinas 1998, 343), in der er den Anderen mit dem Dritten nicht vermengt, aber auch auf seiner Andersheit beharrt, indem er zugleich darauf insistiert, dass der Dritte ein anderer Anderer für das betreffende Subjekt, aber auch ein Anderer für den Anderen ist. Bei Waldenfels scheint nun nicht mehr das Subjekt alteritären Ansprüchen im Plural ausgesetzt zu sein, in der es sich situativ zwischen diversen Ansprüchen für eine Antwort zu entscheiden habe, sondern der Anspruch des Anderen wird vor dem Hintergrund eines bereits vorgegebenen Kontext –

²⁹ Eine ähnliche Stelle findet sich auch bereits in *Antwortregister*: “Der Anspruch schreibt sich ein in eine *triadische Relation*, die sich gleichzeitig zwischen mir als dem Angesprochenen, dem Anderen als dem Ansprechenden und dem Mitanspruch des Dritten, des Gesetzes, abspielt.” (Waldenfels 1994, 571)

dem hierfür maßgeblichen Boden des Vergleichs – in seiner Andersheit in den Blick genommen. Von der vorgegebenen Ordnung des Dritten wird er als in seiner (relativen) Alterität klassifiziert werden können. Waldenfels nimmt, um eine “Hypostasierung des Anderen” (Waldenfels 2005, 231), wie sie Levinas vorgeworfen wird, zu vermeiden, das Alteritäre als “Überschuß des Außer-ordentlichen *im* Ordentlichen” (Waldenfels 2005, 232; Herv. M. F.) und somit als Störfall vor dem Hintergrund eines etablierten Gesamtzusammenhangs in den Blick.

Bringt sich Waldenfels mit der Gegenüberstellung von Ordentlichem und Außerordentlichem nicht um die Spitze der zuvor getätigten Einsichten? Mit Levinas soll nun in einem letzten Schritt der Frage nachgegangen werden, ob Andersheit nur als Exzess innerhalb einer Ordnungsstruktur verstanden werden kann, oder ob die Alterität-im-Plural nicht andere Konsequenzen nach sich zieht. Dabei wird der Dritte nicht nur als Grundfigur des Ethisch-Politischen ins Treffen geführt, sondern auch in seiner subjektkonstitutiven Dimension lesbar zu machen versucht.

6. *Once again: Der Dritte als politische Figur*

Die Berücksichtigung einer Alterität-im-Plural impliziert, dass sich das Subjekt von Anfang an im Feld des Politischen befindet. Es stellt sich somit nicht die Frage, wie von der Alterität ein Weg zur Sozialität gebahnt werden kann. Damit wird ein Verständnis des Politischen ins Treffen geführt, das weder auf vorgegebene Identitätszuschreibungen zurückgreift, noch sich über ein Freund-Feind-Schema konfiguriert oder eine dialektische Vermittlung der Befriedung anstrebt. Das Politische wird bei dieser Inblicknahme auch nicht um seine triadische Struktur gebracht, sondern in dieser abgründigen Konfiguration widerstreitender Forderungen lesbar gemacht.³⁰

Es stellt sich die Frage, ob das Andere nur vor dem Hintergrund einer Ordnung aufbricht, oder ob nicht vielmehr mit Levinas von einer

³⁰ In diesem Sinn müsste auch die Grundthese des kenntnisreichen und bedenkenswerten Buchs *Verkennende Anerkennung* von Bedarf einer kritischen Befragung unterzogen werden: Im Politischen vollzieht sich seiner Ansicht nach eine Reduktion der triadischen Konstellation des Sozialen auf eine dyadische Gegenüberstellung, die in der agonalen Zuspitzung der Konfrontation eines Wir mit einem Nicht-Wir mündet: “Das Politische unterscheidet sich vom Sozialen dadurch, daß es nicht durch die konfliktreiche Wechselbeziehung von Dreien gekennzeichnet ist, sondern durch die Gegenüberstellung von Zweien. *Politik ist da, wo der Dritte fehlt*, der den sozialen Prozeß in der Schwebelage der Unentschiedenheit hält.” (Bedorf 2010, 226; vgl. Bedarf 2007)

“Verstrickung des *Anderen* im *Selben*, die nicht auf die Erschlossenheit des *Anderen* für den *Selben* hinausläuft” (Levinas 1998, 69) gesprochen werden muss. Mit der Wendung vom “Anderen-im-Selben [*l' autre dans le Même*]” (Levinas 1998, 69) wird das Andere nicht nur in seiner subjektkonstitutiven Dimension ernst genommen, da es nicht nachträglich zu einem bereits vorliegenden Subjekt hinzutritt, vielmehr erfährt sich das Subjekt stets von unterschiedlich zu gewichtenden und dringlichen Ansprüchen (im Plural!) durchfurcht, dessen Antworten erst einem sich in diesem Vollzug konstituierenden Subjekt abgerungen werden. Dieses erfindet somit nicht mehr nur die Antworten, sondern damit einhergehend auch sich.

Das Subjekt wird genötigt sein, nicht nur dem Anderen, sondern zugleich all den Anderen – dem Dritten – zu antworten und diese Antwort auch vor allen Anderen – dem Dritten – verantworten zu müssen. Erst aus dem Angang einer Unzahl der Ansprüche wird verständlich, warum das Subjekt sich überhaupt zu entscheiden hat. Levinas hält bekanntlich in *Autrement qu'être* lapidar fest, dass es ohne Störung des Dritten “kein Problem gegeben hätte” [*il n'y aurait pas eu de problème*]” (Levinas 1998, 342; Übers. mod.), da in einem dem Anderen restlos Ausgeliefertsein, dem Subjekt keine Entscheidungen abverlangt werden. Es würde in einer vollkommenen Passivität aufgehen. Erst durch diese Herausforderung einer Alterität-im-Plural wird einsichtig, dass sich das Subjekt als Subjekt konstituiert, indem es dem un-möglichen Unterfangen nachkommen muss, in Anbetracht mannigfacher Ansprüche – die niemals alle und niemals ganz erfüllt werden können – bestimmte Entscheidungen zu treffen und diese zu verantworten. Es wird in den widerstreitenden Ansprüchen dringlich, *hic et nunc* eine Antwort zu (er-)finden, die – um abermals auf die Temporalität des *futur antérieur* zu rekurrieren – dem Anspruch des Anderen und zugleich den Mitansprüchen des Dritten in *gerechter* Weise nachgekommen sein wird. Eine Gerechtigkeit freilich, die weder als Berufung auf ein allgemeines Gesetz oder als Umsetzung eines vorgefertigten Normenkatalogs verstanden werden kann noch sich in der Art und Weise umsetzen ließe, dass damit dem Anspruch restlos nachgekommen werden könnte. “Verantwortung” – so Levinas und hierbei insistiert er immer wieder auf das Exzessive des Anspruchs – “wächst in dem Maße, in dem sie übernommen wird” (Levinas 1998, 44). Das Verantwortung-übernehmen-müssen kommt somit nicht zu einem Endpunkt, an dem der Appell eingeholt und der Anspruch zum Erliegen gebracht werden könnte, sondern es zeichnet sich durch eine nicht zu befriedende Unruhe aus. Die Gerechtigkeit ist stets eine unmögliche und dennoch ist nichts dringlicher als diese unmögliche Gerechtigkeit *hic et nunc* in Anbetracht des dringenden Anspruchs des Anderen und den dringenden

Mitansprüchen all der Anderen ins Werk zu setzen.

Das Subjekt muss sich der unermesslichen Herausforderung stellen, angemessen respektive gerecht auf eine Pluralität von Ansprüchen zu antworten: Es wird nämlich im – Levinas verwendet selbst die plurale Formulierung – “Vergleich der Unvergleichlichen [*la comparaison des incomparables*]” (Levinas 1998, 344) zu einer dringenden Entscheidung genötigt. Dieser Vergleich der Inkompatiblen entspringt der radikalen Unvergleichlichkeit, nicht aber beruht die Unvergleichbarkeit auf einem gemeinsamen Boden des Vergleichens, Berechnens oder Ermessens. Die Wendung von der Alterität im Plural macht somit darauf aufmerksam, dass dem unvergleichlichen Anspruch des Anderen das un-mögliche und zugleich notwendige Unterfangen eingeschrieben ist, zugleich dem Anspruch des Anderen und den Ansprüchen anderer Anderer nachzukommen, indem *hic et nunc* das Wagnis eingegangen wird, Unvergleichliches vergleichen und damit Gerechtigkeit für alle ins Werk setzen zu müssen, ohne allen Ansprüchen ganz nachkommen zu können. Die widerstreitenden Ansprüche verlangen nach einer gerechten Entscheidung, die im Namen des Anderen und all der Anderen – des Dritten – gefällt wird, die aber nie vollkommen und restlos gerecht sein wird.

Die Subjektkonstitution, die sich in dieser forcierten Lesart ausschließlich über den Dritten konfiguriert, markiert bei Levinas zugleich das intrinsische Verhältnis von Ethik und Politik bzw. den Zusammenhang von Gerechtigkeit und Recht. Das Subjekt muss – der Pluralität von Ansprüchen ausgesetzt, ihnen wörtlich verstanden unterworfen (*sub-iactum*) – seine Entscheidung treffen und damit abwägen, d. h. begründen und rechtfertigen. Die Vernunft des Subjekts entspringt dieser ethisch-politischen Herausforderung und der Unabwendbarkeit des Sichentscheidenmüssens. Indem der Gerechtigkeit nachzukommen versucht wird, muss Recht gesprochen werden. Damit kündigt sich bei Levinas auch die notwendige Verknüpfung des Ethischen mit institutionenpolitischen Zusammenhängen an, ohne dass er diesen explizit nachgeht. Die hier intendierte Ordnung bildet aber im Gegensatz zu Waldenfels nicht den überkommenen Hintergrund des Anspruchs des Anderen, sondern sie muss allererst als eine Institution ins Werk gesetzt werden, an der nicht nur Recht gesprochen wird und sich als plane Umsetzung von Vorgegebenheiten versteht, sondern zugleich immer auch Gerechtigkeit waltet. Die konstitutive, jedoch entzogene Mitte des Politischen bildet daher das Ethische.³¹

³¹ Loidolt bringt diese Subjektwerdung des Levinas’schen Subjekts und den Übergang von Ethik zur Politik respektive Gerechtigkeit zu Recht markiert, wie folgt auf den Punkt: “Denn um gerecht sein zu können, muss sichtbar gemacht werden, abgewogen werden,

Der Gerechtigkeit bleibt damit eine Prekarität eingeschrieben, die sich nicht auf eine allgemeine Gesetzgebung stützen kann und dennoch einer *anderen* Weise der Universalität nachzukommen sucht, denn angemessen *muss stets allen* geantwortet werden. Im Antworten auf den Anspruch des Anderen-im-Plural bricht die Notwendigkeit einer Instanziierung von Gerechtigkeit als Recht auf, um diese – nicht nur für einen etwaigen Einzelfall, sondern für all die Anderen – ins Werk zu setzen.

Daher muss festgehalten werden, dass die unmögliche Gerechtigkeit, die der Antwort in Hinblick auf den Anspruch des Anderen abverlangt wird, so ins Werk gesetzt werden muss, dass sie “singularitätssensibel” zugleich den Mitansprüchen all der anderen Anderen Rechnung trägt und damit “universalisierbar” wäre.³² Damit wäre die Alterität nicht vor dem Hintergrund einer gegebenen Ordnung als Außerordentliche eingestuft, sondern das Andere-im-Plural zwingt das Subjekt eine politische Ordnung in der Art und Weise zu entwerfen, dass sie stets den (Mit-)Ansprüchen eingedenk bleibt und jeder Tendenz der restlosen Aneignung des Anderen widersteht. Dieses stets un-mögliche Unterfangen würde zugleich verlangen, die unermessliche Verantwortlichkeit auch in einer institutionalisierten Ordnung zu verankern, ja in weiterer Folge so zu stabilisieren, dass sie stets im Namen des Anderen hinterfragbar bliebe.³³

begründet werden, Recht gesprochen werden. [...] Levinas schafft also mit dem Dritten den notwendigen Übergang in ein normatives Denken und in politische, staatliche, rechtliche Institutionen, ohne dabei die Verbindung zur vorgängigen Verantwortungsbeziehung mit dem Anderen zu kappen. [...] So werden ein Rechtsbegriff und ein Gerechtigkeitsbegriff geprägt, denen gegenüber die Ethik nicht vor- oder gar ausgelagert ist, sondern in deren Herz sie sich befindet.” (Loidolt 2011, 322 f.)

³² Eine bemerkenswerte Skizze einer *Politik der Alterität* findet sich bei Zeillinger 2010b.

³³ Mein Antwortversuch auf Waldenfels’ Erörterungen der Responsivität ist zwar am häuslichen Schreibtisch entstanden, nicht aber ohne Rückfragen, Hinweise und Korrekturvorschläge anderer; ihnen sei für die kritische Lektüre herzlich gedankt: Iris Laner, Gerhard Thonhauser, Gerhard Unterthurner, Christian Sternad und David Espinet. Mein größter Dank geht an Regula Giuliani, die nicht nur das Waldenfels-Archiv an der Universität Freiburg vorzüglich betreut und mir den Einblick in zahlreiche Materialien gewährte, sondern darüber hinaus mit Umsicht und Engagement eine Phänomenologie der Responsivität lebendig ins Werk setzt.

Literatur

- Bedorf, Thomas (2010): *Verkennende Anerkennung. Über Identität und Politik*. Berlin: Suhrkamp.
- Bedorf, Thomas (2007): "Anerkennung wer wen? Politische Philosophie, Responsivität und der Dritte", in: Busch, Kathrin / Därmann, Iris / Kapust, Antje (Hg.): *Philosophie der Responsivität*. München: Fink, 169-179.
- Derrida, Jacques (2001): *Limited Inc.* Übers. v. Werner Rappl u. Dagmar Travner. Wien: Passagen.
- Derrida, Jacques (2002): *Politik der Freundschaft*. Übers. v. Stefan Lorenzer. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goethe, Johann Wolfgang (2009): *Faust Eine Tragödie. (Faust I)*. Komm. v. Ralf-Henning Steinmetz. Hg. v. Albrecht Schöne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Heidegger, Martin (1986): *Sein und Zeit*. Tübingen: Niemeyer. 16. Auflage.
- Heidegger, Martin (1997): *Der Satz vom Grund (1955-1956)*. *Gesamtausgabe Bd. 10*. Hg. v. Petra Jaeger. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Horn, Christoph (2003): *Einführung in die Politische Philosophie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Husserl, Edmund (1950): *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge*. Hg. v. Stephan Strasser. Den Haag: Nijhoff (Hua I).
- Husserl, Edmund (1966): *Analysen zur passiven Synthesis. Aus Vorlesungs- und Forschungsmanuskripten 1918-1926*. Hg. v. Margot Fleischer. Den Haag: Nijhoff (Hua XI).
- Husserl, Edmund (1976): *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch: Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie 1*. Hg. v. Karl Schuhmann. Den Haag: Nijhoff (Hua III/1).
- Husserl, Edmund (1984): *Logische Untersuchungen. Zweiter Band. 1. Teil. Untersuchungen zur Phänomenologie und Theorie der Erkenntnis*. Hg. v. Ursula Panzer. Den Haag: Nijhoff (Hua XIX/1).
- Husserl, Edmund (1985): *Erfahrung und Urteil. Untersuchung zur Genealogie der Logik*. 6. Auflage. Hamburg: Meiner.
- Levinas, Emmanuel (1983): *Die Spur des Anderen. Untersuchungen zur Phänomenologie und Sozialphilosophie*. Übers. v. Wolfgang Nikolaus Krewani. Freiburg / München: Alber.
- Levinas, Emmanuel (1998): *Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht*. Übers. v. Thomas Wiemer. 2. Aufl. Freiburg / München: Alber.
- Liebsch, Burkhard (2010): "Ethik als antipolitisches Denken. Kritische Überlegungen zu Emmanuel Levinas mit Blick auf Jacques Rancière", in:

- Bröckling, Ulrich / Feustel, Robert (Hg.): *Das Politische denken. Zeitgenössische Positionen*. Bielefeld: transcript, 99-129.
- Loidolt, Sophie (2011): *Einführung in die Rechtsphänomenologie Eine historisch-systematische Darstellung*. Tübingen: Mohr (Siebeck).
- Marchart, Oliver (2010): *Die politische Differenz. Zum Denken des Politischen bei Nancy, Lefort, Badiou, Laclau und Agamben*. Berlin: Suhrkamp.
- Menga, Ferdinando G. (2009): *Potere costituente e rappresentanza democratica. Per una fenomenologia dello spazio istituzionale*. Napoli: Editoriale Scientifica.
- Sartre, Jean-Paul (1997): *Das Sein und das Nichts*. Übers. v. Trautgott König. Reinbeck: Rowohlt.
- Schmitt, Carl (2007): *Der Begriff des Politischen. Text von 1932 mit einem Vorwort und drei Corollarien*. 7. Aufl. (Neusatz auf Basis der Ausgabe von 1963).
- Steinbock, Anthony J. (1995): *Home and Beyond. Generative Phenomenology after Husserl*. Evanston, Illinois: Northwestern University Press.
- Unterthurner, Gerhard (2010): "Logiken des Innen und Außen nach Waldenfels. Normalismustheoretische und politische Perspektiven", in: Flatscher, Matthias / Loidolt, Sophie (Hg.): *Das Fremde im Selbst – Das Andere im Selben*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 129-145.
- Vanni, Michel (2007): "Für eine responsive Auffassung des Politischen", in: Busch, Kathrin / Därmann, Iris / Kapust, Antje (Hg.): *Philosophie der Responsivität*. München: Fink, 181-190.
- Waldenfels, Bernhard (1980): *Der Spielraum des Verhaltens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1989): *Ordnung im Zwielficht*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1994): *Antwortregister*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1995): *Deutsch-Französische Gedankengänge*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1997): *Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (1998): *Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie des Fremden 2*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2001): *Verfremdung der Moderne. Phänomenologische Grenzgänge*. Göttingen: Wallstein.
- Waldenfels, Bernhard (2002): *Bruchlinien der Erfahrung. Phänomenologie. Psychoanalyse. Phänomenotechnik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2005): *Idiome des Denkens. Deutsch-Französische Gedankengänge II*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Waldenfels, Bernhard (2006): *Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2007): *Schattenrisse der Moral*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Waldenfels, Bernhard (2010): “Responsive Ethik zwischen Antwort und Verantwortung”, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*. Nr. 58/1, 71–81.
- Zeillinger, Peter (2010a): “,eins, zwei, viele ...‘ – oder: Ohne Selbst, aber in Gemeinschaft. Der Einbruch des Anderen-im-Plural bei Levinas”, in: Flatscher, Matthias / Loidolt, Sophie (Hg.): *Das Fremde im Selbst – Das Andere im Selben*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 225-247.
- Zeillinger, Peter (2010b): “Politik der Alterität? – Versuch einer Antwort”, in: Flatscher, Matthias / Loidolt, Sophie (Hg.): *Das Fremde im Selbst – Das Andere im Selben*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 305-310.